

noch: nahezu alle Bischofssitze bemühten sich um eine »Hausdruckerei« und sie verschafften damit dem jungen Handwerk einen Rückhalt von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Gerade die verschiedenen Typen von Meßbüchern ließen sich nur in enger Zusammenarbeit zwischen den Druckern und dem Bischof, dem Domkapitel oder den Ordensoberen produzieren, weil nur die durch diese Instanzen approbierten Ausgaben in der institutionellen Arbeit eingesetzt werden durften.

Im einzelnen gab es viele Formen, in denen die neue Technologie in die kirchliche Institution eingebaut wurde. Wie im Falle Fust/Schöffer konnte es sich um eine freie Auftragsproduktion handeln. Der Drucker konnte von einem Bischof, wie etwa Georg Reyser in Würzburg, privilegiert werden. Er konnte aber auch regelrecht als Lohndrucker angestellt werden.¹⁴ Wie schon erwähnt, gab es Klöster, die sich, wenn auch meist nur für kurze Zeit, eine Druckerei in ihren Mauern leisteten. Schon der Straßburger Frühdrucker Heinrich Eggstein arbeitete eine Zeitlang mit seinen Maschinen im Kloster der Straßburger Kartäuser, um die Lebensgeschichte von Ludolf von Sachsen, einem ihrer Priore, zu drucken. Dabei unterrichtete er, wie Francois Ritter mitteilt, auch einige Mönche in der neuen Technik.¹⁵

Aber selbst wenn die Drucker nicht im unmittelbaren Auftrag der Institution arbeiteten, konnten ihre Werke ihre katalysatorische Funktion wahrnehmen – dann nämlich, wenn sie von Personen auf dem (freien) Markt gekauft wurden, die sie dann in der Kirche, beim Vollzug irgendeines institutionellen Aktes, eines »ampts«, wie es damals hieß, einsetzten. Insofern ist es auch gerechtfertigt, die 42zeilige Gutenberg-Bibel unter die organisationsentwickelnden Medien zu subsumieren. Im Gegensatz zu der 36zeiligen Bamberger Bibel (1459/60) gibt es bislang keine Indizien, die dafür sprechen, daß dieses Werk direkt für irgendeine kirchliche Stelle gefertigt wurde.

Die Rationalisierung der Bürokommunikation: Ablaßbriefe

Wie benutzte man nun die neue Datenverarbeitungstechnik und wie veränderte diese die Information und den Nachrichtenfluß in dem Riesenbetrieb Kirche?

Ein Einsatzgebiet, das auf der Hand zu liegen scheint, ist die Technisierung des Abschreibens der »multiplicatio librorum«. Die Aufgaben der spätmittelalterlichen Kirche waren ohne skriptographische Informationstechniken nicht zu erfüllen. Diese wurden nunmehr mit Hilfe des Druckwerks automatisiert und dadurch beschleunigt und verbilligt.

Gewöhnlich wird bei dem ja schon im letzten Kapitel behandelten Stichwort »multiplicatio librorum« an den Druck von Büchern und, bezogen auf den kirchlichen Bereich, an die Vervielfältigung der Bibel gedacht. Dies ist zwar nicht falsch, aber eine einseitige Thematisierung des Leistungsbereichs der neuen Technik, die freilich schon im 15. Jahrhundert gang und gäbe war: gelobt und angefeindet wurde die neuartige Herstellung von Büchern, die »ars imprimendi librorum«. Die Bezeichnung »Buchdruckerkunst« in der *Kölner Chronik* ist insofern schon Ausdruck einer ideologischen Verengung der Reflexion des neuen Mediums. Ausgeblendet bleiben die vielfältigen anderen Einsatzmöglichkeiten der Chalkographie, die z. T. schon zu Gutenbergs Lebzeiten realisiert wurden: Formulare, Urkunden, Briefe und Bekanntmachungen, Reklame, Flugblätter u. ä. In der Inkunabelforschung spricht man in bezug auf diese »Werke« gern von den »Kleindrucken« in der »Brottype«.

Das früheste Beispiel für eine Technisierung der Bürokommunikation im engeren Sinne liefert der Druck der Ablaßbriefe in den Jahren 1454 und 1455. Genaugenommen handelt es sich bei diesen »Briefen« um Formulare, die an der Schnittstelle zwischen der kirchlichen Institution bzw. den Ablaßhändlern als deren Repräsentanten einerseits und dem Publikum, den Gläubigen, andererseits eingesetzt wurden.

Ablaßbriefe sind Teil eines ausgesprochen komplizierten Verwaltungsablaufs. Zunächst dienen sie als Vorlage für die Quittierung einer Spende. In den Ablaßformularen sind deshalb Räume freigelassen, in denen der Name des Spenders sowie der Ort und das

Datum der Ausstellung der Quittung nachgetragen werden können. Das gedruckte Formular wurde zur Urkunde, nachdem diese fehlenden Informationen handschriftlich nachgetragen und das Ganze von der ermächtigten kirchlichen Instanz beglaubigt war. Dies konnte durch ein Siegel oder Siegel plus Unterschrift des Bevollmächtigten geschehen. Diese Quittung wiederum berechtigte eine andere kirchliche Instanz, nämlich den Beichtpriester des Spenders, diesem nach erfolgter Beichte den »Ablaß« seiner Sünden auszusprechen. Die Legitimation hierzu gibt dem Priester letztlich eine kirchliche Anweisung, eine päpstliche Bulle, in der der Sinn und die immer begrenzte Dauer eines Ablasses bekanntgegeben wurden. Die ersten gedruckten Mainzer Ablaßbriefe gehen beispielsweise auf den sogenannten »Kreuzablaß« zurück, den Papst Nikolaus V. für den Zeitraum vom 1. Mai 1452 bis zum 30. April 1455 zugunsten der Verteidigung des Königreichs Zypern gegen die Türken bewilligt hatte.

Die Mainzer Beichtformulare tragen diesem schwierigen Instanzenweg insofern Rechnung, als sie diesen – selbsterklärend – schildern. So lauten etwa die wichtigsten Passagen der Mainzer – 30zeiligen – Ausgabe des sogenannten *Zypernablasses*:

»Allen Christgläubigen ... entbietet Paulinus Chappe, Conciliaris, Gesandter und in dieser Sache Generalbevollmächtigter des Königs von Zypern, seinen Gruß im Herrn. Da Nikolaus V., unser heiligster Vater ... in Erbarmen mit der Bedrängnis des Königreiches Zypern ... allen Christgläubigen ..., die innerhalb der drei Jahre, angefangen vom 1. Mai 1452, für die Verteidigung des gemeinchristlichen Glaubens und des genannten Königreiches von ihren Mitteln mehr oder weniger, wie es ihrem Gewissen gut scheint, den bevollmächtigten und untergeordneten Gesandten fromm spenden, ... erlaubt hat, daß geeignete Beichtväter ... ihnen, wenn sie wirklich bereuen und gebeichtet haben, ... einen vollkommenen Ablass und vollkommene Vergebung aller Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herren bereut haben, einmal im Leben und einmal in der Todesstunde mit apostolischer Vollmacht verleihen können, ... und da die Frommen [Freiraum für den Namen des Spenders] entsprechend dem genannten Indult von ihren Mitteln fromm gespendet haben, sollen sie sich mit Recht der genannten Ablässe erfreuen. Zum Zeugnis ... ist das hierfür bestimmte Siegel dem vorliegenden Beglaubigungsbrief angehängt. Gegeben zu [Freiraum für die Ortsangabe] im Jahre des Herrn [Freiraum für eine Datumsangabe].«

Universis Christianis patres in spe salutis **Paulinus** Thome Consiliarius Ambasciator et procurator generalis Sacrosanctissimi Regis Cypri in hac parte Salutem in domino. Cum sanctissimus in christo pater et dominus noster Nicolaus divina providentia praefatus Affiliatus Regni Cypri miserit corditer copatris contra perfidiosos crucis christi hostes Theucros et Saracenos gratis concessit omnibus christifidelibus vtiliter constitutis ipsos per aspersionem sanguinis domini nostri ihesu christi pie exhortando qui infra trivium a primadie Maii anni domini MCCCXLIII in praedictum per defensionem et catholice fidei regni praedicti de facultatibus suis magis vel minus put ipsos videbitur confessionibus et auditoribus vel nunciis substitutis pie erogaverint ut confessiones ydoneas vel regulares per ipsos eligendi confessionibus eorum auditis et per commissis etiam sed apostolice reservationis excessibus criminibus atque delictis quatuordecim gravibus per vna vice tantum debita absolutione impedire et penitentiam salutarem iniungere. Item si id humiliter petierint ipsos a quibuscunque excommunicationum suspensionum et interdicti aliarum sententiarum censuris et poenis ecclesiasticis a iure vel ab hominibus promulgatis quibus forsitan innodati existunt absolvere. In iudicio per modo culpe penitentiam salutari vel aliis quae de iure fuerint iniungenda ac eis vere penitentibus et confessionibus vel si forsitan propter amissionem loquae confiteri non poterint signa contritionis ostendendo plenissima omnium peccatorum suorum de quibus ore confessi et corde contriti fuerint indulgentiam ac plenariam remissionem semel in vita et semel in mortis articulo ipsis auctoritatem apostolicam credere valeant. Satisfactione per eos facta si suppetierint aut per eorum heredes si tunc transierint. Sic tamen quod post indulgentiam concessam per unum annum singulis sextris feriis vel quodam alia die ieiunent. legitimo impedimento ecclesiae precepto regulari observantia poena iniuncta voto vel alias non obstantibus. Et ipsis impeditis in dicto anno vel eius parte anno sequenti vel alias quam primum poterint ieiunabunt. Et si in aliquo anno vel eius parte dictum ieiunium commodum adimplere nequiverint Confessores ad id electus in alia mutare poterint caritatis opera quae ipsi facere etiam teneantur. Quomodo tamen ex confidentia remissionis huiusmodi quod absit peccare non presumat aliquis dictam concessio quo ad plenariam remissionem in mortis articulo et remissionem quo ad peccata ex confidentia ut permittitur remissa nullius sunt roboris vel momenti. Et quia devoti et religiosi huiusmodi abbas ceterique ecclesiastici conventus monasteria sancti Vadenhardi consueverunt iuxta dictam indulgentiam de facultatibus suis pie erogaverunt merito huiusmodi indulgentiam gaudere debet. In veritatis testimonium sigillum ad hoc ordinatum patribus litteris testimonialibus est appensum. Datum in Civitate huiusmodi Anno domini MCCCXLIII quarto die vero Martii mensis. Magister.

Forma plenissime absolutionis et remissionis in vita

Miserere tui fili domine noster ihesus christe per suam sanctissimam et piissimam misericordiam te absolvo. Et auctoritate ipsius beatorum petri et pauli apostolorum eius ac auctoritate apostolica michi commissa et tibi concessa Ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis contritis confessionibus et obliis. Etiam ab omnibus casibus excessibus criminibus atque delictis quatuordecim gravibus sed apostolice reservationis. Item a quibuscunque excommunicationum suspensionum et interdicti aliarum sententiarum censuris et poenis ecclesiasticis a iure vel ab hominibus promulgatis si quas incurristi dando tibi plenissima omnium peccatorum tuorum indulgentiam et remissionem. In quantum clausula sanctae matris ecclesiae in hac parte se extendit. In nomine patris et filii et spiritus sancti Amen.

Forma plenarie remissionis in mortis articulo

Miserere tui fili domine noster ihesus christe per suam sanctissimam et piissimam misericordiam te absolvo ab omnibus peccatis tuis contritis confessionibus et obliis restituendo te unitati fidelium et sacramentis ecclesiae. Remittendo tibi penas purgatorii quas propter culpas et offensas incurristi dando tibi plenariam omnium peccatorum tuorum remissionem. In quantum clausula sanctae matris ecclesiae in hac parte se extendit. In nomine patris et filii et spiritus sancti Amen.

Idem ad nunc
pro Confessione

Magister Thome Consiliarius
In primis deputatus

a) Vordrucke: Der 30zeilige Ablaßbrief, 1454/55

Abb. 27: Rationalisierung eines institutionellen Informationskreislaufs:
Typographie und Ablaßwesen

Ego confessor infrascriptus virtute litterarū apostolicarū indulgentiarū p subleuādis in cōmodis ecclesie Constā. p sanctissimū dñm nostrū dñm Innocentiū papā octauū pcessarū reputar. Recognosco p pntes me p fessione in foro penitentiali audiuisse. et a peccatis suis mihi confessis auctoritate apostolica more solito absoluisse in iuncta sibi penitētia salutari. In cui⁹ testimoniū me huic cedule manu mea p̄pria subscripsi. Anno dñi. M. cccc. lxxvij. die mensis.

Ego confessor infrascriptus virtute litterarū apostolicarū indulgentiarū p subleuādis in cōmodis ecclesie Constā. p sanctissimū dñm nostrū dñm Innocentiū papā octauū pcessarū reputar. Recognosco p pntes me p fessione in foro penitentiali audiuisse. et a peccatis suis mihi confessis auctoritate apostolica more solito absoluisse in iuncta sibi penitētia salutari. In cui⁹ testimoniū me huic cedule manu mea p̄pria subscripsi. Anno dñi. M. cccc. lxxvij. die mensis.

Ego confessor infrascriptus virtute litterarū apostolicarū indulgentiarū p subleuādis in cōmodis ecclesie Constā. p sanctissimū dñm nostrū dñm Innocentiū papā octauū pcessarū reputar. Recognosco p pntes me p fessione in foro penitentiali audiuisse. et a peccatis suis mihi confessis auctoritate apostolica more solito absoluisse in iuncta sibi penitētia salutari. In cui⁹ testimoniū me huic cedule manu mea p̄pria subscripsi. Anno dñi. M. cccc. lxxvij. die mensis.

b) Formular für Beichtbestätigungen, 1487

Auch dem Beichtpriester werden durch zwei dem Text angefügte Absolutionsformeln noch Hinweise für sein »amtliches« Handeln gegeben.¹⁶

In dem vorstehenden Faksimile des Exemplars, welches sich im Staatsarchiv Hannover befindet (*Abb. 27a.*), hat der Kanoniker Henning Tacke »*in praemissis deputatus*« unterschrieben. Kaum hebt sich der handschriftliche Eintrag des Spenders »Abt Heimholt« des Ortes, »Kloster Sankt Godehard in Hildesheim«, auf Zeile 18 sowie das Datum, der 5. März, auf Zeile 20 von der Druckvorlage ab. Welche Folgen hat nun die typographische Vervielfältigung der Beichtformulare?

Sie reduzieren den Personalaufwand und die Verwaltungskosten – vergrößern damit die Effizienz des Ablasshandels, sprich die Gewinnspanne der Kirche bzw. derjenigen Instanzen, die der Papst zu diesem Unternehmen ermächtigt hat. Zur Durchführung des Ablasshandels mußte jeweils eine komplexe Organisation aufgebaut werden: der Generalbevollmächtigte bestellte je nach der Größe des Gebiets, in dem ihm der Vertrieb der Bescheinigungen erlaubt war, und des Zeitraums, auf den der Handel begrenzt war, eine unterschiedliche Anzahl von Stellvertretern. Diese setzten wiederum Agenten und jene möglicherweise noch Unteragenten, Sekretäre und so fort ein. Vor der Einführung der typographischen Textverarbeitung mußten nicht nur an einer, sondern an mehreren Stellen der Hierarchie Lohnschreiber eingesetzt werden. Entweder man bediente sich größerer Skriptorien und produzierte auf Vorrat oder jeder Agent bzw. jeder Beauftragte eines Agenten mußte einen Schreiber zur Seite haben, der, sobald ein Spendenwilliger auftrat, den vorgeschriebenen Text kopierte. Wegrationalisiert wurden durch die Druckmaschinen entweder diese Schreiber oder die Skriptorien. Im Falle des Zypernablasses wurden offenbar nicht nur die Vordrucke für die Mainzer Erzdiözese, sondern auch für Köln in den Mainzer Druckwerkstätten hergestellt. Dies kommt praktisch einer Zentralisierung der Verwaltungsarbeit gleich: in früherer Zeit hätte man die Formularerstellung dezentral erfolgen lassen und unterschiedliche Instanzen in Mainz bzw. in Köln mit der »multiplicatio« betraut. All dies kostete viel Zeit und doppelten Verwaltungsaufwand. Die typographische Technisierung ersparte nicht nur schlicht einen oder

mehrere Schreiber, sondern ganze Abteilungen in der kirchlichen Institution.

Auch finanziell machte sich der Einsatz der neuen Medien bemerkbar. Der Spender mußte die Ausstellung der Quittung selbst und unabhängig von der ablaßerwirkenden Spende zahlen. Kapr nimmt an, daß für den zyprischen Ablaßbrief drei Albi oder Weißpfennige zu zahlen waren.¹⁷ Neun Ablaßbriefe hätten danach einen Goldgulden gekostet, eine Summe, die sowohl für das Anliegen der Zyprioten als auch für den Spender und die römische Kirche verloren war. Man weiß, daß 1452 allein für Frankfurt der Verkauf von 2000 Ablaßbriefen vorgesehen war. Für die gedruckten Ablaßbriefe, die in den beiden großen Erzbistümern Köln und Mainz vertrieben werden sollten, muß die Auflage sehr viel höher gewesen sein. Nimmt man mit Kapr einmal 9000 Formulare an, so hätte das Auftragsvolumen für die beiden Gutenbergschen Druckereien – denn nur diese beiden kamen zu jener Zeit in Frage – 1000 Gulden betragen.¹⁸

Da anfangs für die gedruckten Formulare von den Klienten die gleiche Gebühr wie für die handschriftlichen Vorlagen genommen worden sein dürfte, muß eine beträchtliche Gewinnspanne angenommen werden, die sich Drucker und Ablaßhändler teilen konnten.¹⁹ Inwieweit das Publikum überhaupt bemerkte, daß die Quittungen nunmehr nach einem neuen Verfahren hergestellt wurden, ist, soweit ich sehe, eine offene Frage. Die Form, in der die nachzutragenden Daten in das Hannoversche Ablaßexemplar handschriftlich eingefügt wurden, läßt jedenfalls darauf schließen, daß man um eine Markierung der Differenz zwischen den beiden Medien nicht bemüht war. (Vgl. *Abb. 27a*) Zehn Jahre später bei den Ablaßbriefen des Pater Radulphus zugunsten des Trinitarierordens sieht dies schon ganz anders aus: weder versucht der Druck den Duktus einer Handschrift nachzuahmen, noch assimilieren sich die handschriftlichen Eintragungen an das Schriftbild der Druckvorlage.²⁰

In dem Maße, in dem die Drucktechnik selbst vervollkommnet wurde und damit auch billiger produzieren konnte, dürften sich die Kosten, die die Bevollmächtigten des Ablaßhandels für die Erstellung der Formulare zu zahlen hatten, weiter verringert

haben. Die Öffentlichkeit, die auf das neue Medium aufmerksam geworden war, wird einen zusätzlichen Beitrag für eine realistische Einschätzung der Formularkosten geleistet haben. Die Verbilligung konnte an den Spender weitergegeben werden – in der Hoffnung, daß dieser die Differenz dann in den Spendenkasten warf oder zur Bezahlung der Agenten verwendet werden. Kostensenkung bei mindestens gleichbleibender Effizienz war in beiden Fällen die Folge.

Die Möglichkeiten der neuen Technik waren damit aber für den Ablasshandel noch längst nicht ausgeschöpft. Auch die erfolgte Beichte ließ sich nunmehr vom Beichtvater auf speziellen Beichtformularen bestätigen. Ein Vordruck einer solchen »Beichtbestätigung« aus dem Jahre 1417 ist oben im Faksimile abgebildet. (Abb. 27b) Die Kürze des Textes ermöglichte es, daß mehrere Formulare untereinander auf den Bogen gedruckt wurden. Sie konnten dann bei Bedarf abgeschnitten und dem Klienten ausgehändigt werden. Reine Formularkosten fielen in diesem Fall kaum mehr an.

Weiterhin ließen sich auf die Dauer die Texte der Ablassbriefe verkürzen, indem man alle Erläuterungen über das Verfahren der Losprechung und über die genauen Gründe des Ablasses ausließ. Voraussetzung für eine solche Verkürzung war, daß die Modalitäten des Ablasshandels und der Anlaß der einzelnen Kampagnen allgemein, öffentlich bekannt wurden. Hierzu hat gewiß zum einen die Drucktechnik selbst beigetragen, indem sie die Ausweitung und Intensivierung dieser Abart einer kirchlichen »Sondersteuer« (Kapr) förderte. Man hat nicht weniger als 237 verschiedene Ablassformulare in der Frühdruckzeit nachgewiesen – und die tatsächliche Zahl dürfte auch hier wesentlich höher liegen.²¹

Zum anderen konnte man nunmehr die ausgelassenen Textpassagen auf einem separaten Blatt als Anschlag und/oder Handzettel drucken, der als Werbung und Erläuterung in den Kirchen ausgehängt bzw. verteilt werden konnte.

Solche Erläuterungen allgemein verbreiteter Ablässe trugen Titel wie »Summa«, »Summarium«, »Declaratio«, deutsch: »Summa der Gewalt und Macht der Bulle der gnadenreichen Jubelzeit« oder »gemeine Erklärung des vollmächtigen Ablasses des gnadenreichen Jahres«. In Sonderabzügen wurden einige Male, wie Karl Schottenloher berichtet, auch »die

einzelnen Artikel veröffentlicht: »Articuli abbreviati, auf deutsch: »Hie folgen kurz die Artikel begriffen aus der Bull der vollen Gnade.««²²

Theoretisch bestand die Möglichkeit, Verordnungen und Briefe zu zerschneiden und neu zusammenzusetzen, auch schon bei der Anwendung der skriptographischen Textverarbeitung; aber der Druck begünstigte – wie in dieser Arbeit noch vielfach gezeigt wird – das »Spielen« mit Texten: das Herausnehmen von Textblöcken aus einer Vorlage, die Umstellung von Absätzen, die Einfügung zusätzlicher Passagen usw. Wenn man sich die technischen Grundlagen des »Setzens« vor Augen hält, wird rasch deutlich, wie wenig zusätzlichen Aufwand solche Veränderungen für die Setzer und Druckereien von Ablassbriefen bedeuteten.

Auch die Propaganda für und gegen den Ablasshandel ließ sich mit den Mitteln des Buchdrucks intensivieren. So werden etwa Broschüren herausgebracht, in der die Vorgeschichte eines Ablasses in Reimform vorgestellt und Erzählungen aus dem Leben der Schutzheiligen mitgeteilt und in Holzschnitten veranschaulicht werden. »Verpackt« in diese Form religiöser Erbauung und Belehrung, erscheinen dann irgendwo auch der Wortlaut des Ablasses und die Adresse der Institution, bei der er zu erhalten ist.²³ Bekannt als diese anpreisende Textgattung sind freilich die Flugschriften gegen den Ablasshandel aus der Reformationszeit.²⁴

Liturgica und die Vereinheitlichung der kirchlichen Rituale

Beschleunigung und Verbilligung des Verwaltungshandelns sowie eine effizientere Gestaltung des Kontakts mit den Gläubigen sind zweifellos wichtige Folgen der neuen Medienpolitik der römischen Kirche. Betrachtet man eine andere »Textsorte«, die frühzeitig typographisch erfaßt wurde, die Liturgica, so treten weitere Effekte zutage: Abläufe in vielen kirchlichen Teilsystemen werden neu durchdacht und dann nach einheitlichen, ausbuchstabierten Prinzipien umgestaltet. Weite Kreise der Kirche lenken ihre Aufmerksamkeit gezielt auf die vielfältigen habitualisierten Rituale. In gewisser Weise wird damit an Reformvorstellungen angeknüpft, die Nikolaus von Kues in den dreißiger Jahren propa-

gierte. Zu Beginn des Basler Konzils hatte er der Versammlung eine Schrift mit dem Titel ›*De concordancia catholica*‹ vorgelegt.²⁵ Der Zerrissenheit in Organisations- und Glaubensfragen wurde der Ruf nach einer neuen, einigen Identität der Kirche und nach Einheitlichkeit der Rituale gegenübergestellt. Die Reformmaßnahmen, die er in dieser und später in anderen Schriften immer wieder vorschlug, waren neben der Forderung nach Wiederaufnahme der Demuts- und Armutsideale eine bessere und dies hieß für ihn eine einheitlichere Ausbildung der Priester sowie eine Vereinheitlichung der verschiedenen kirchlichen Amtshandlungen, vor allem der heiligen Messe. Als Voraussetzung hierfür erkannte er die Standardisierung der bei den verschiedenen Ritualen gebrauchten Texte (Liturgica). Immer wieder, so auf den Synoden von 1453, 1455 und 1457, erneuerte er die Forderung nach redigierten Meßbüchern. Nikolaus von Kues kam bei seinen Amtsgeschäften weit herum; im kleinen Mainz hielt er sich des öfteren und zum Teil für längere Zeit auf. Konnten ihm bei seinen Standardisierungsinteressen die beiden Druckereien und deren erste Produkte verborgen geblieben sein?

Albert Kapr hält in verschiedenen Veröffentlichungen eine Bekanntschaft zwischen dem Kusaner und Johannes Gutenberg für wahrscheinlich.²⁶ Er erwähnt die Tätigkeit des späteren Kardinals als Jurist in Mainz, seine Rolle bei der Reform der Benediktinerklöster – im Mai 1451 legten 70 Äbte auf dem Generalkapitel der Benediktiner in seiner Gegenwart den Eid auf die Annahme der Klosterreform in Mainz ab –, die Tatsache, daß er ein Exemplar des *Catholicons* besaß, sicherlich für die Anschaffung einer 42zeiligen Bibel in Brixen verantwortlich war sowie sein Engagement dafür, »daß diese heilige (Druck) Kunst, deren Entstehen damals in Deutschland sichtbar wurde, nach Rom verpflanzt würde«. ²⁷ In gemeinsamen Gesprächen zwischen den ungefähr Gleichaltrigen könnte der Plan zu manchen Veröffentlichungen Gutenbergs, darunter die Bibel, die Meßbücher, der Türkenkalender und vielleicht auch das *Catholicon*, entstanden sein.²⁸ Daß die Liturgica ohne engen Kontakt zum Klerus entstanden sein könnten, darf man wohl ausschließen. Kaum verstellbar, daß im Mainzer Dom aus einem Missale gesungen wird, welches ein Laie in einer Mainzer Handwerksstube zusammengestellt hat.

Unabhängig davon, wie eng man sich den Gedankenaustausch zwischen den beiden eigenwilligen Persönlichkeiten letztlich vorstellt, erwies sich die typographische Erfassung und Aufbereitung der Liturgica als ein mächtiger Motor für die Reflexion und Vereinheitlichung der verschiedenen institutionellen kirchlichen Handlungen. Um diesen Beitrag besser zu verstehen, ist es erforderlich, noch einmal einen Blick zurück auf die Funktion der liturgischen Handbücher zu werfen.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich in der römischen Kirche für die einzelnen Teilsysteme unterschiedliche Ablaufferwartungen herausgebildet. Sie habitualisierten sich in Verhaltensschemata, den sogenannten Ritualen. Diese konnten mehr oder weniger stark reflektiert und dann anschließend kodifiziert werden. Die Kodifikation erfolgte im Mittelalter zumeist mit Hilfe der skriptographischen Informationstechniken: man legte die Ablauforganisation in einer Handschrift fest und stattete diesen Kodex mit einer bestimmten, handlungsorientierenden Autorität für die Christen, den Klerus oder für Teile desselben aus. Er wirkte dann als Programm für soziales, christliches Verhalten und die Organisation institutioneller Prozesse. Der Tagesablauf des Gläubigen läßt sich beispielsweise als ein solches Teilsystem betrachten, welches ein bestimmtes, sich immer wiederholendes Ablaufschema besaß. Die einzelnen Sequenzen dieses Schemas, Gebet, Meditation, Messe, Arbeit, Mahlzeiten, Nachtruhe usw., wechselten einander ab. Der Rhythmus dieses Wechsels wurde durch den Glockenschlag markiert. Auch die einzelnen Sequenzen hatten ihren eigenen Rhythmus. Dieser ließ sich ebenfalls beschreiben. Die für den Geistlichen zu den verschiedenen Tageszeiten vorgeschriebenen Gebete wurden beispielsweise in den Brevieren zusammengefaßt. Informationstheoretisch gesehen lassen sich diese Bücher insoweit als ein Programm für einzelne Phasen oder Sequenzen des Tagesablaufs deuten. Unnötig zu betonen, daß sich die Tagesabläufe der Gläubigen je nach ihrer Stellung in dem kirchlichen Gebäude unterschieden.

Der Tagesablauf wiederum läßt sich als ein Teil des Kirchenjahres darstellen. Dieses wird durch den Kalender in Sequenzen, die von unterschiedlicher Länge und Bedeutung sind, geteilt. Auch für diese Sequenzen haben sich Ablaufschemata im Laufe der Zeit

herausgebildet, die teilweise reflektiert und handschriftlich niedergelegt wurden. Beispielsweise kann der Priester in einem Sakramentar nachschauen, welche Gebete in der Messe an den verschiedenen Sonntagen des Kirchenjahres erwartet werden. Was für den Geistlichen Breviere und Sakramentare, leisteten für die gläubigen Laien des ausgehenden Mittelalters die Stundenbücher und die volkssprachlichen Kalender.

Besonders durchreflektiert war schon damals der Ablauf der heiligen Messe. Je nach der Stellung im Kirchenjahr, den Festen, nach besonderen Anlässen (Einsegnungen, Totenfeiern), dem Status der Veranstalter (bischöflichen versus gemeinen Messen), mußten hier verschiedene Typen unterschieden werden. Jeder dieser Typen einer Messe besaß zumindest zeitweise ein eigentümliches Ablaufschema. Es muß einen beträchtlichen Aufwand an Beobachtung, Nachdenken und behutsamen Festlegungen bedeutet haben, diese unterschiedlichen Abläufe in Handbüchern niederzulegen. Gebete, Lieder, Einsetzungsformeln und ähnliche Phasen einer Messe kodifizierte man beispielsweise in dem sogenannten »Missale«. Oft wird hier nicht nur die Organisation von einzelnen Phasen der Messe, sondern sogar von Handlungen in diesen Phasen erfaßt, die Handlungen Wort für Wort dokumentiert.

Jedes Brevier, jedes Epistular, Evangeliar, Psalterium, Missale, Sakramentar, jedes Stundenbuch und jeder Kalender für die Laien, natürlich auch die »Rituale« für die anderen Amtshandlungen, sind aus informationstheoretischer Sicht das Produkt von derartigen Analysen der Ablaufordnung des christlichen Lebens. Zugleich verstärken sie bestimmte Typen einer Sequenzierung normativ. Sie sind das Ergebnis von Beschreibungen und wirken zugleich als Programme für das Verhalten.

Bei dieser Perspektive gewinnt die Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine besondere Stellung: Innerhalb von kaum 50 Jahren entstehen »über 800 Meßbücher, über 400 Breviere, über 250 Psalterien, darunter noch zahlreiche Agenden (Obsequiala), Pontificalia, Diurnalien u. ä. ... 122 Diözesen ließen im 15. Jahrhundert eigene Breviere drucken.«²⁹ Jedes einzelne dieser Werke ist letztlich das Produkt selbstreferentieller Strukturreflexion, der Beschäftigung der Kirche mit sich selbst. Zugleich ist es ein Beitrag zu der von dem Kusaner geforderten Vereinheitlichung –

selbst wenn es zunächst eher als ein Beitrag zur Diversifikation erscheinen und vielleicht auch so intendiert gewesen sein mag. Wie man sieht, besaßen die einzelnen Kirchenprovinzen ihre eigenen Ordnungen. Aber dies ist auch heute noch der erste Schritt jeder guten Organisationsberatung: eine differenzierte Bestandsaufnahme dessen, was eigentlich in den einzelnen Abteilungen der weitverzweigten Organisation abläuft. Diese Bestandsaufnahme schafft ja nicht die Unterschiede, sondern sie dokumentiert sie und macht sie eben dadurch erst im einzelnen thematisierbar, ermöglicht konkrete Veränderungsvorschläge. Kein Zweifel, wenn die Bistümer die neue Technologie zum Druck der Liturgica einsetzen, so nötigt dies zur Selbstreflexion der eigenen Strukturen – und zwar nicht nur bei der Erstellung und Korrektur der Druckfassung, sondern erst recht dann, wenn die gedruckten Texte in die sozialen Systeme eingeführt und dort als Programme verwendet werden. Jeder Pfarrer bekommt gleichsam einen Katalysator für Differenzerleben in die Hand: er wird mehr oder weniger bewußt gezwungen, das, was er selbst praktiziert, mit dem zu vergleichen, was ihm als typographisches Programm vorliegt.³⁰ Bestätigungs- und Überraschungserlebnisse können die Folge sein. Natürlich ist es eine zweite Frage, ob sich das Verhalten gegebenenfalls programmgemäß ändert, aber die Differenzen werden für ihn und für andere thematisierbar.

Damit wird ein weiterer Aspekt der »Reform« sichtbar. Die gedruckten Programme werden anderen Personenkreisen als die möglicherweise vorhandenen handschriftlichen Vorlagen zugänglich. Sie schaffen dadurch größere Kontrollmöglichkeiten. Wenn das gesamte Domkapitel und womöglich auch noch Gemeindemitglieder überein und dasselbe Perikopenbuch verfügen, dann erst können Epistellecturen eines Priesters als »Abweichungen« und nicht bloß als Variationen erkannt werden.

Ein in der Kirche angeschlagener Einblattdruck mit einem Gebet oder Lied schafft einen gemeinsamen Wissensraum für die Geistlichen und die Laien, die in der Kirche anwesend sind, der so zuvor nicht bestanden hat.³¹ Natürlich konnten viele Gläubige die Texte auswendig, aber dann war ihr Wissen von jenem der professionellen Verkünder abhängig; jetzt war es ähnlich wie das Schulbuchwissen bei den Donatschülern – das Produkt der typographischen

Informationsmaschine. Waren als Urheber der Drucke übergeordnete kirchliche Instanzen angegeben, so dürfte dies einen Zentralisierungsprozeß verstärkt haben. Der Ablauf der Messe oder der Text von Gebeten konnten nicht mehr dem einzelnen Priester zugeschrieben werden. Er handelte vielmehr nach dem Plan einer übergeordneten Instanz, den zunehmend mehr Menschen »sehen« konnten.

Es gehört zu den Grundkenntnissen der Organisationsentwicklung, daß schon die Präsentation der Bestandsaufnahme die Sicht der Belegschaft auf die eigene Praxis verändert. Welche Schlüsse mag der höhere Klerus angesichts der Vielzahl unterschiedlicher Liturgica in den unterschiedlichen Bistümern gezogen haben? Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Antwort auf die Frage, ob die Reflexionen und Normierungen, die sich in den gedruckten Liturgica niedergeschlagen haben, neu waren oder nur eine Wiederholung von alten, schon in Handschriften vorliegenden Normierungen sind.

Der erste gedruckte Psalter, derjenige von Mainz aus dem Jahre 1457, wirft hier eine Reihe von interessanten Problemen auf. Nach unserem heutigen Verständnis beschreibt ein Psalter – Wort für Wort – bestimmte Phasen der Messe: in ihm sind die 150 Psalmen zusammengestellt, die beim Chorgebet gesungen werden. Der *Mainzer Psalter* enthält aber nicht nur diese Texte, sondern darüber hinaus auch jene Psalmen, Gebete und Hymnen, die während des Tagesablaufs gebetet und gesungen werden. Insofern erfüllt er auch die Funktion eines Breviers. Aber nicht genug damit: »*Schließlich kommen Kollekten, die Allerheiligenlitanei, die Totenvigilien, und dann wird das Hymnarium abgedruckt, eine Sammlung von Liedern zu kirchlichen Festen.*«³² Auch einzelne Phasen des Kirchenjahres werden mit anderen Worten dokumentiert. Es entsteht auf diese Weise ein typographischer Informationsspeicher, der drei Informationsklassen zusammenschließt, die unter systematischen Gesichtspunkten zu trennen sind und für die auch die kirchliche Institution unterschiedliche Textgattungen herausbildete. In diesem speziellen Fall mag eine solche Kumulation unproblematisch sein – aber nicht alle Informationen über die kirchlichen Rituale waren im Mittelalter für alle Kleriker gleichermaßen zugänglich. Mit jeder kirchlichen Weihe wurde der Geistliche in Informatio-

nen »eingeweihet«, die für ihn im zurückliegenden »Stande« Geheimnis bleiben mußten. Es wäre interessant zu wissen, inwieweit die Grenzen dieser Informationsbereiche durch die typographischen Speicher im 15. und 16. Jahrhundert noch eingehalten wurden. Gutenberg, Fust und Schöffer scheinen jedenfalls beim Druck des Psalterium Moguntinum auf eine strikte Trennung der Funktionalbereiche keinen Wert gelegt zu haben. Sie verwendeten außerordentliche Mühe darauf, für dieses Werk neben den normalen, kleinen Typen auch »übergroße« Choraltypen zu schaffen, die groß genug waren, um sie auch von weitem noch lesen zu können. Kapr nimmt an, daß der Mainzer Psalter wie sonst die Choralbücher in der Kirche vor dem Chor aufgestellt werden sollte, so daß zumindest die Vorsänger die Texte ablesen konnten. Typographisch war das Werk jedenfalls so ausgelegt, daß es nicht nur Funktionen für den Priester, sondern auch für den Chor erfüllen konnte. Durch diese Verbreiterung des Personenkreises, der Zugriff zu den Daten hat, können klassische Informationsmonopole brüchig werden.

Gewiß zieht diese Verschiebung des Informationsflusses nicht sofort eine Veränderung der institutionellen Organisation nach sich. Auch darf nicht vergessen werden, daß sich diese Veränderungen in der Speichertechnik und im Zugang zu den Informationen erst über einen längeren Zeitraum hinweg durchsetzten. Immerhin spricht aber viel dafür, daß sich die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Geheimnis verschoben. In älterer Zeit dürften so differenzierte Informationen über die Rituale der kirchlichen Instanzen, wie sie in dem 1459 gedruckten »*Rationale divinarum*« des Guillelmus Durandus vorgeführt werden, kaum so leicht für die verschiedensten Personen zugänglich gewesen sein. Die »multiplicatio« macht das Wissen um die Rituale nicht nur explizit, sondern sie verhindert zugleich auch die vollständige Kontrolle des Zugriffs auf diese Informationen. Diese Auswirkung des neuen Mediums zeigt sich deutlich auch nach dem Druck der Bibel.

Die Bibeln: Zentrale Informationsspeicher des Glaubens

Die Bibeln sind eine Zusammenstellung von Informationsblöcken, die aus den verschiedensten Quellen weit auseinanderliegender Zeiten stammen. Die Bibelübersetzung des Hieronymus, die sogenannte *Vulgata*, hatte schon im frühen Mittelalter zu einer gewissen Stabilisierung derjenigen Texte geführt, die als »zentrale« Zeugnisse des christlichen Glaubens galten. Diskussionen darüber, ob andere Informationen in den Kanon aufgenommen und kanonisierte Passagen eventuell wieder ausgeschieden werden sollten, sind freilich auch in der Folgezeit niemals verstummt. So gewisse Vorstellungen über den Inhalt »der« Bibel, wie sie gegenwärtig üblich sind, darf man bei dem Menschen in der frühen Neuzeit nicht annehmen. Insofern standen auch die Drucker immer noch vor einem Selektionsproblem.³³

Noch weniger standardisiert als die Zeugnisse des Glaubens waren selbstverständlich die Formen, in denen diese tradiert wurden. Der »Wortlaut« der vielen Codices, die immer wieder von den unterschiedlichsten Talenten abgeschrieben werden mußten, konnte kaum in allen Passagen identisch sein. Streng genommen sollte man für das Mittelalter – ähnlich wie bei den anderen Manuskripten auch – nur von *den* Bibeln anstatt von *der* Bibel sprechen. Die Standardbibel ist erst das Produkt der frühen Neuzeit.

Den mittelalterlichen Theologen schien es aussichtsreicher, für die verschiedensten Aufgabengebiete zielgerichtet einzelne Auszüge aus diesem Mammutwerk zu standardisieren. So wurden beispielsweise die Psalmen in den Psaltern, die Apostelbriefe in den Epistularen, die vier Evangelien in Evangeliaren zusammengestellt. Aus den Evangeliaren konnten dann nochmals Auszüge in einem sogenannten Evangelistar oder Perikopenbuch zusammengestellt werden. Auch für den privaten Gebrauch und für Laien fertigte man im Spätmittelalter Auszüge aus den vielen Schriften der Bibeln an und fügte sie, je nach Anlaß unterschiedlich, zusammen. Die schönsten und wohl auch bekanntesten Zeugen dieses Brauchs sind die Stundenbücher der Herzöge von Burgund.

Alle diese Auszüge dürften nur in den seltensten Fällen aus gut

redigierten Vollbibeln erfolgt sein. Im 15. Jahrhundert waren längst nicht in allen kirchlichen Außenstellen solche Texte vorhanden. Vielmehr dienten den Kanonikern als Vorlage für ihre Auszüge und Kompilationen wiederum Auszüge und sogar Auszüge von Auszügen aus Manuskripten der Vulgata oder anderer Textfassungen. Und erst von diesen Auszügen wurden dann die häufiger gebrauchten Kopien hergestellt. Die »vollständigen« Bibeln waren im Mittelalter gewiß nicht die meistgelesenen und abgeschriebenen »Bücher«.

Erst durch die typographische Erfassung der Bibeln eröffnete sich die Chance, jedem Teilsystem der verzweigten kirchlichen Institution ein eigenes Informationssystem in das Büro zu stellen, welches alle Daten einer Vollbibel enthielt – gleichsam einen Bürocomputer, der an einen Zentralcomputer angeschlossen ist. Auf diesem »Gerät« konnte man nun in Klöstern oder in Seminaren »spielen«, Texte herausziehen und kombinieren. Auch die Kombinationsmöglichkeiten ließen sich leicht vorprogrammieren. Im Gegensatz zu früheren Zeiten war man nicht mehr auf Auszüge aus zweiter oder dritter Hand angewiesen.

In den *Abbildungen 28a und b* werden die Veränderungen im Einsatz der Informationsspeicher in der frühen Neuzeit dargestellt. Solange nur skriptographische Speichertechniken zur Verfügung standen, mußte man sich mit mehreren, hintereinander geschalteten Speichern begnügen. (*Vgl. Abb. 28a*) Ein Vergleich der beiden schematischen Darstellungen zeigt, wie viele Arbeitsgänge nach der Installation eines zentralen Informationssystems (mit standardisiertem Programm) eingespart werden konnten – ob und wann dies dann tatsächlich geschah, ist eine andere Frage. Luther jedenfalls setzt in seiner Propaganda die skizzierte Möglichkeit eines direkten Zugangs zu dem gesamten Datenpool der Bibel als eine selbstverständliche Notwendigkeit voraus. Der mittelalterlichen Gesellschaft war ein solches Ansinnen noch als maßlos erschienen – und sie hatte sich nach Kräften bemüht, diese Sachlage zu rechtfertigen.

Vollbibeln gehörten in bestimmte wichtige kirchliche Institutionen bzw. in die Hand von deren Repräsentanten. Eine weitere Verbreitung hielt man nicht für erforderlich und wünschenswert: zu viele Aussagen in der Bibel galten als widersprüchlich, mißver-

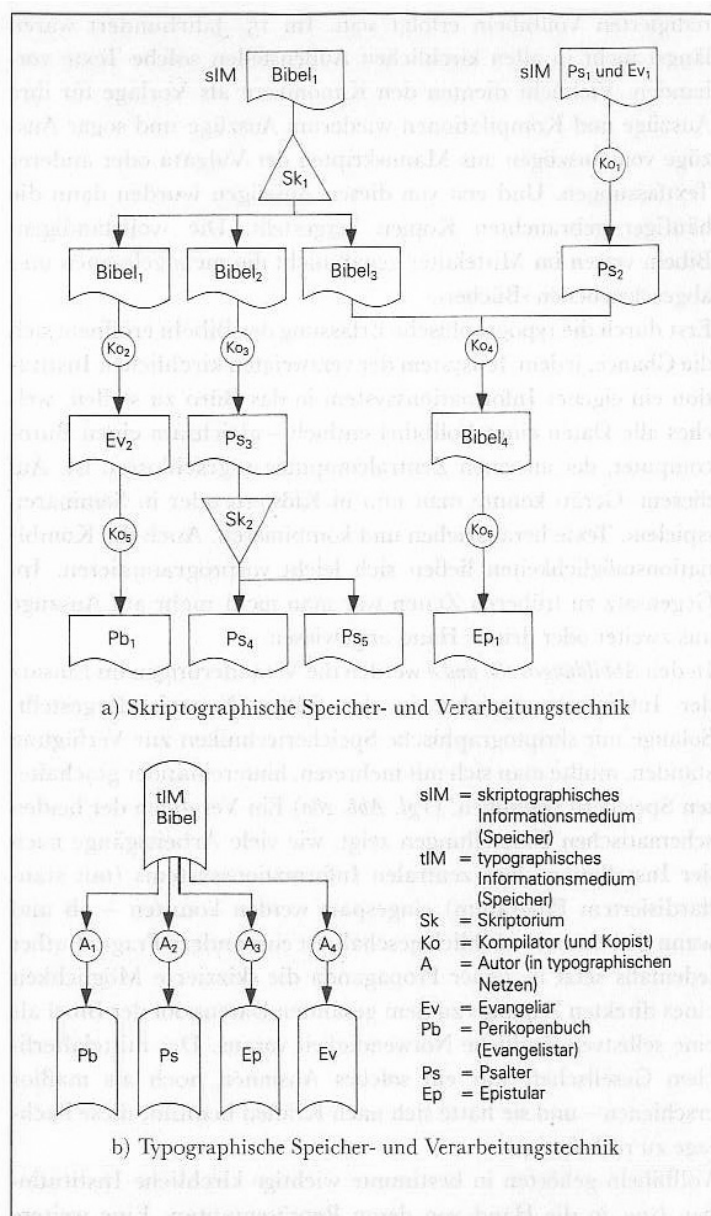


Abb. 28: Der Zugang zu theologischen Daten bei skriptographischer und bei typographischer Speichertechnik

ständig, Verwirrung stiftend, unzuchtige Gedanken anregend u. ä. Eben deshalb achtete man darauf, daß nur bestimmte Personen Zugang zu den Büchersammlungen in Klöstern, Domkapiteln und Universitäten fanden.³⁴ Und auch innerhalb dieses Personenkreises wurde noch einmal ausgesiebt, wer welche Bücher zur Hand nehmen konnte. Eine Vielzahl sekundärer Legitimationen stellte diese, sowieso nur von wenigen als Mangel empfundene, Einschränkung der Zugangsmöglichkeit zu den Informationen als göttlichen Plan dar. Als selig galten die, die mit denjenigen Informationen zufrieden waren, die sie in ihrem Amt oder Stand unbedingt brauchten.

Wohl alle oralen Kulturen entwickelten Mythen, die von der Notwendigkeit der Beschränkung der Neugier, des Wissens, erzählen. Vom Baum der Erkenntnis aßen die Bewohner des Paradieses nicht ungestraft und auch Prometheus verbrannte sich die Hände bei seinem Versuch, den Menschen das göttliche Feuer zu erobern. Und in wie vielen Märchen schafft die Neugier auf verbotene Räume Mühsal: das Marienkind hätte die 13. Tür nicht zu öffnen brauchen, Dornröschen den verbotenen Raum nicht betreten sollen.

Mit der Einführung der Schrift entstehen zwar neue Mythen, aber sie verdrängen die alten nur aus bestimmten Bereichen. Erst im 16. Jahrhundert fallen die Grenzen gegen Neugier und Wissensdurst auf breiter Front. Jeder soll Zugang zu den irgendwo von irgendwem gespeicherten Informationen haben – und die neue Technologie macht diesen Wunsch nicht mehr von vornherein lächerlich. (Vgl. Abschnitt 4.2)

Luther ging es in seiner Reformation um weit mehr als nur um die, zu seiner Lebzeit schon weitgehend durchgeführte, Verbesserung der innerkirchlichen Bürokommunikation. Er wollte die Daten der Bibel gleichsam in einem Homecomputer unterbringen und diesen verbreiten. Nicht mehr nur das kirchliche Personal, jeder Hausvater sollte die Möglichkeit haben, sich aus der Bibel zu Hause die Informationen herauszuziehen, nach denen es ihn verlangte.³⁵ Zur Erleichterung dieser Datenbeschaffung wurden ihm zusätzliche Programme, »Lesepläne« für die Wochentage etwa oder Hinweise auf einschlägige Textstellen zu den besonderen Ereignissen (Geburt, Krankheit, Tod), zur Verfügung gestellt. Eine grund-

legende Voraussetzung für diese Vernetzung der religiösen Informationssysteme war eine benutzerfreundlichere Kodierung der Daten. Bibeln in der lateinischen Sprache schränkten den Zugang von vornherein ein.

Die erforderliche Transformation vollzog sich noch zu Lebzeiten Gutenbergs in der Druckerei von Mentelin in Straßburg. Neben den 58 lateinischen Bibelausgaben erschienen im 15. Jahrhundert im deutschen Sprachgebiet immerhin auch 12 hochdeutsche und 3 niederdeutsche Bibeln.³⁶

Diese Entwicklung wäre freilich weniger rasant verlaufen, wenn nicht verschiedene Glaubensströmungen im 13. und 14. Jahrhundert für eine Verkündigung der christlichen Botschaft in der Volkssprache eingetreten wären. In ihrem Einflußbereich zirkulierten schon mehr oder weniger vollständige »Bibel«-Übersetzungen, auf die dann auch die Drucker des ausgehenden 15. Jahrhunderts zurückgreifen konnten. Aber alle diese Gemeinschaften, die Waldenser, die Anhänger Wiclifs, die Beghinen und Begarden und später die Hussiten, blieben im gewissen Sinn Geheimbünde: Wer nicht zu ihnen gehörte, hatte auch keinen Zugang zu den von ihnen veranstalteten Bibelübersetzungen. So gesehen blieben diese Übersetzungen Arkana. Dies änderte sich mit einem Schlage durch die Macht, die die Gesellschaft dem Buchdruck im 15. Jahrhundert zuschrieb. Die gedruckten Schriften galten von vornherein als öffentliche, jedermann zugängliche Informationsmedien – und diese Überzeugung übertrug man auch auf die gedruckten Bibeln. Sie wurden gleichsam durch das typographische Medium aus ihrem sektiererischen Dasein erlöst. Ihr Erwerb setzte keine Mitgliedschaft in den Zirkeln mystischer Gelehrter, städtischer Sekten oder bäuerlicher Bewegungen voraus. (Vgl. Abschn. 5.2)

Welche Funktion mögen diese volkssprachlichen Bibeldrucke anfangs erfüllt haben?

Im Gegensatz zu den lateinischsprachigen Bibeln dürften sie ihre Leistung eher an der Schnittstelle zwischen der Institution und dem Publikum denn in der Institution selbst erfüllt haben. Sie erleichterten es den kirchlichen Amtsträgern, die christliche Bot-

schaft dem »gemein man« verständlich zu machen. Faktisch standen die Prediger bei den verschiedenen Anlässen immer schon vor der Aufgabe, die lateinisch kodierten Glaubensinhalte in die Volkssprache zu übersetzen. Insbesondere bei der Verkündigungs- und Missionstätigkeit – letztere war ja im Heiligen Römischen Reich längst nicht abgeschlossen – konnten deutsche Bibeln dem Klerus hilfreich sein. Sie erleichtern die Transformation des internen religiösen Programms in ein benutzerfreundliches Anwendungsprogramm. Sie fungieren als Hilfsmittel für den Übersetzungsprozeß im Rahmen der Verkündigungsaufgaben – wie früher schon manche handschriftliche volkssprachliche Plenarien und andere Auszüge aus der Bibel.

Anfangs dürfte die deutsche Bibel noch weitgehend ein Programm für die institutionellen Rollen, ein Expertenprogramm, geblieben sein. Ob geplant oder nicht, gelangten die Drucke natürlich auch bald, wenn auch nur vereinzelt, in die Hände des Laienpublikums. In diesen Händen gewinnt die Bibel sofort eine völlig andere Funktion: sie substituiert den Prediger in seiner Rolle als »Übersetzer« und als »Verkündiger« der göttlichen Botschaft. Beides sind wohlgemerkt nicht die einzigen Aufgaben des Priesters und deshalb ist seine Rolle durch diese Technisierung als Ganzes noch nicht gefährdet – wohl aber erhält er in gewissen Teilbereichen Konkurrenz.

Welche Auswirkungen die neuen Medien für den diakonischen Auftrag der Kirche besaßen, dies zu untersuchen, wäre eine gesonderte Abhandlung wert. Gewiß sind die Rationalisierungsmöglichkeiten, die der Buchdruck bietet, auf diesem Feld geringer.

Was für den Professional nur ein Hilfsmittel für einen Teilbereich seiner Tätigkeit gewesen ist, wird für die Laien zu einem autonomen Zugang zu einzelnen Sektionen des kirchlichen Informationssystems. Für sie ersetzt das volkssprachliche typographische Medium nicht nur mehr schlecht als recht die lateinische Bibel, sondern es eröffnet ihnen überhaupt erst einen autonomen Zugang zu der Heilsbotschaft. Die gedruckte volkssprachliche Bibel stärkt das Gefühl der Laien direkt, ohne die Zwischenschaltung weiterer Medien und Transformatoren, mit Gott verbunden zu sein. Er erscheint ihnen gleichsam auf diesem typographischen Bildschirm.

Für wen sich nun die Rolle des Geistlichen in der Verkündigung des Glaubens erschöpfte, für den müssen die typographischen Informationsmedien schon länger virulente Ängste ins Unermeßliche gesteigert haben: »*Waz sülle wir nu predigen, sint man dy Heiligen Schrift in Stuben un in Hewsern in deutscher Sprache lyst und höret?*« klagten Kleriker schon im 14. Jahrhundert in Anbetracht der Vielzahl volkssprachlicher Auszüge aus der Heiligen Schrift, die im böhmischen Raum kursierten.³⁷ Was sollten erst ihre Gesinnungsgenossen am Ende des 15. Jahrhunderts in Anbetracht der volkssprachlichen Bibeldrucke sagen? Natürlich gab es auch dann noch Prediger, die die alten Argumente wiederholten und sich schwertaten, zeitgemäße Antworten zu finden. Johannes Geiler von Kaysersberg etwa, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Straßburger Münster predigte, hält es weiterhin für »böß ding, daß man die Bibel zu tütsch druckt« und so Bürgern und Bauern die Möglichkeit gibt, die »hailge Schrift« selber zu lesen und auszulegen. Es sei gefährlich, Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich selber das Brot zu schneiden. Er beruft sich dabei auf Laien, die angeblich behauptet haben: »*Wir hant ietx die Heilige Gschrift selbs in Handen und können selbs wissen und ußlegen, was zur Seligkeit not, und bedorffent nit dazü Kirche und Papst*«. ³⁸ Aber es gibt zu jener Zeit schon genügend Autoren, die solchen Argumenten keinen Glauben mehr schenken wollen. Kirchgang und private Bibellektüre sollen sich ergänzen, gerade die Nutzung beider Medien eröffnet den Weg zu einer neuen Frömmigkeit. Dies jedenfalls ist die Botschaft, die in den Vorreden und Kommentaren der gedruckten Plenarien verbreitet wird. »*Ob schon du hast buecher in deinem hauß ... darum, solt du nit verseumen das wart gottes*«, heißt es 1514 in einem Perikopenbuch. Vielmehr sollen Eltern und Kinder zwar darin lesen, damit »*sy dester baß lernen*«, aber wenn die Gelegenheit da ist, so soll man »*gehorsam sein der christenliche kirchen*« und in die Predigt gehen.³⁹ Die Lektüre »geistlicher Bücher« bildet und hält von »unnützen geschwetz« ab. (ebd.)

In diesem Sinne erschien schon in der Inkunabelzeit eine Vielzahl unterschiedlicher Werke mit religiöser Thematik. Verbreiteter als die Bibeln, die ohnehin nur in wenigen Patrizierhäusern zum Zentrum religiöser Ertüchtigung werden, sind zunächst zweifellos die Postillen, die Beicht- und Sterbebücher, die Summarien, Meßaus-

legungen oder die ebenfalls schon längere Zeit handschriftlich tradierte Gattung der »Heiligenleben«.⁴⁰ Am bekanntesten ist hier zweifellos die auf den Dominikaner und späteren Erzbischof von Genua Jacobus de Voragine (1229-1298) zurückgehende Zusammenstellung »*Legenda aurea*«. In unseren Bibliotheken finden sich mehr als tausend mittelalterliche Handschriften dieses Textes und knapp hundert Inkunabelaufgaben in verschiedenen Sprachen. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde sie, wohl in Straßburg, ins Deutsche übersetzt und diese Übersetzung erschien dann auch recht bald nach Gutenbergs Erfindung im Druck.⁴¹ Seiten füllen in unseren Bibliographien auch die »seltsamen und guten Legenden« einzelner Heiliger.⁴²

Alle diese Werke nagen am Verkündigungsmonopol der Prediger, am Prestige der Kirche. Solange sie nur, wie in den Zeiten ihrer handschriftlichen Verbreitung, vereinzelt auftraten und ihre Sammlung in den Bürgerhäusern auf dem Bord über der Sitzecke nicht Mode wurde, blieben sie eine lästige Randerscheinung. Erst ihr massenhaftes Auftreten machte die Monopolstellung der Kirche lächerlich und zwang zu neuen Anschauungen und Lehrmeinungen.

Die Forderung nach einer Verringerung der Sakramente, die von der protestantischen Bewegung erhoben wird, erscheint vor diesem Hintergrund als ein besonders gewagter Schritt: Dem Priesterstand werden damit gerade jene Aufgaben weggenommen, die ihm nach Einführung des Buchdrucks und der Schaffung volkssprachlicher Bibeln noch als Proprium, als nicht substituierbare Handlungen, geblieben waren.

Auch in dieser Frage zeichnet sich Luther durch eine konsequente Ausschöpfung der Rationalisierungspotenzen aus, die in der neuen Technologie angelegt sind. Sehr bald schon definiert er die volkssprachlichen Bibeln als eine selbständige Schaltstelle/ Zugangsmöglichkeit zu den kirchlichen Informationen, zu der Heilsbotschaft, für die Laien. Drastisch reduziert er die anderen Typen von Schnittstellen – und damit die Aufgaben der Priester: keine Ohrenbeichte mehr, keine Letzte Ölung usw.

Wenn man um 1460 geahnt hätte, welche Folgen das bescheidene Unterfangen, die Verkündigungsaufgaben des Priesters durch ein

künstliches Hilfsmittel zu erleichtern, zeitigte, man hätte als gläubiger Christ vermutlich davon Abstand genommen.

Diese Vermutung darf aber nun nicht so verstanden werden, als ob die verschiedenen Institutionen der römischen Kirche keinen geplanten Gebrauch von der neuen Technologie gemacht hätten. Natürlich setzten sie die Druckmaschinen zielgerichtet für ihre Zwecke ein. Insofern unterscheidet sich die Haltung der Papstkirche nicht von jener der Protestanten im 16. Jahrhundert. Die römischen Bischöfe standen den Möglichkeiten der neuen Medien aber bald skeptischer gegenüber als ihre protestantischen Kollegen, werteten die alten oralen und skriptographischen Mitteilungsformen nicht so stark ab und gelangten deshalb insgesamt zu einer anderen Werthierarchie der Informations- und Kommunikationsmedien – wenn man einmal versucht, eine allgemeine Tendenz in dem Verhalten der vielen kirchlichen Instanzen zu finden. Die Lutherische Bewegung prämierte demgegenüber eindeutig die typographischen Medien. Insoweit nur kann man von einer unterschiedlichen Medienpolitik der beiden christlichen Bewegungen ausgehen. Die Gegenüberstellung: Papstkirche = keine Medienpolitik versus Protestanten = aktive Medienpolitik ist sachlich nicht haltbar und heuristisch unfruchtbar.⁴³

Wenn diese Opposition von heutigen Kommentatoren dennoch so gerne aufgegriffen wird, so weist dies auf ein tiefer liegendes Problem, nämlich auf die Frage, inwieweit es überhaupt sinnvoll ist, von einem bewußt geplanten Gebrauch von Technik zu sprechen. M. Usher Chrisman etwa behauptet, die »Katholiken« hätten die Druckerei benutzt, *»ohne ihre Leistungsfähigkeit für die Verbreitung des Glaubens vollständig zu bemerken«*. Als Beleg führt sie an, daß kein »umfassendes Publikationsprogramm« erstellt wurde, keine Anweisung über die Auswahl der zu druckenden Informationen ausgearbeitet und die einzelnen Aktivitäten »der zerstreuten Machtzentren der Kirche nicht zentral gesteuert« worden seien. Im Gegensatz dazu hätten *»die protestantischen Reformer von Anfang an die Nützlichkeit der Druckkunst für ihre Zwecke erkannt«*.⁴⁴

Die Frage, was ein »bewußter« (»conscious«) Gebrauch dieser komplexen Technologie ist, wird schwer zu beantworten sein. Wenn man als Bedingung hierfür auch die Fähigkeit annimmt, die Folgen der Einführung dieser Technik abzuseilen, so sind die Bedin-

gungen seiner Möglichkeit kaum herzustellen. Die Folgekosten der typographischen Technologie für die Mentalitäten der Menschen, die Geistes- und Kulturgeschichte u. v. a. m. sind selbst in unserer Zeit nicht zu überschauen.

Wenn man das Vorhandensein eines ausbuchstabierten Programms und einer zentralen Kontrollinstanz für den Einsatz der Technologie voraussetzt, so stellen sich ebenfalls Zweifel ein, ob jemals eine komplexe Technologie »bewußt« eingesetzt wurde. Bei den verschiedenen Flügeln der protestantischen Bewegung sucht man mit Gewißheit vergeblich nach einem einheitlichen informationstheoretischen Konzept.

Überzeugend bleibt an der Argumentation von Usher Chrisman und anderen letztlich nur, daß die Auswirkungen der Technik nach ihrer Einführung besser reflektiert werden können als zuvor. Ob »bewußt« oder nicht, Tatsache ist, daß die Papstkirche die Presse faktisch genutzt hat zur Ausbildung ihres Klerus, zur Beschleunigung ihrer Verwaltung, zur Vereinheitlichung ihrer Selbstbeschreibung, zur Vereinfachung ihrer Verkündigungstätigkeiten und noch für manches andere. Nur weil sich die typographische Datenverarbeitung schon in so vielen Bereichen durchgesetzt hatte, konnte Luther ihren Einsatz studieren, reflektieren und daraus programmatische Vorschläge ableiten. Der Einsatz von Technik braucht nicht, vorab geplant zu sein, um Wirkung zu zeigen – und wenn es solche Programme gibt, dann reduziert sich das tatsächliche Resultat wohl nur in den seltensten Fällen auf die anvisierten Kennziffern.

Luthers Pressepolitik erschließt sich jedenfalls leichter, wenn man die Pressepolitik der römischen Kirche im 15. Jahrhundert zum Ausgangspunkt nimmt. Dies betrifft nicht nur den Bereich der innerkirchlichen Verwaltung, sondern auch die öffentliche Kommunikation, den Einsatz der neuen Medien zur Beeinflussung der gesellschaftlichen Meinung.

**Erste Schritte in der
Technisierung der öffentlichen Kommunikation:
Von der oralen und der skriptographischen
zur typographischen öffentlichen
Mahnung und Meinung**

**Traditionelle Formen
öffentlicher Bekanntmachung**

Gutenberg setzte seine Erfindung nicht nur zur Technisierung der skriptographischen Informationssysteme (»multiplicatio« von Manuskripten), sondern auch zur Technisierung von oralen Informationssystemen und den verschiedenen Formen ihrer Verknüpfung ein. Ein Beispiel für eine solche Technisierung eines komplexen, schon im Mittelalter auf zwei Medien angewiesenen Informationssystems, ist die »öffentliche Bekanntmachung«. In herkömmlicher Form lief sie so ab, daß irgendein handgeschriebener Text von einer besonders dafür autorisierten Person möglichst vielen Menschen möglichst laut vorgetragen wurde. So verlas man etwa »Briefe« in der Kirche während oder im Anschluß an die Predigt und machte ihren Inhalt dadurch »bekannt«. Auch der Büttel, der mit der Glocke durch die Stadt ging und städtische »Bekanntmachungen« ausrief, gehört in diese Kategorie. Seine Vorlagen waren ebenfalls handgeschriebene Urkunden, Ratserlasse, Verordnungen oder ähnliches. Zusätzlich konnten die handschriftlichen Vorlagen dieser Bekanntmachungen an dafür vorgesehenen, »öffentlichen« Stellen, zumeist an Kirchen- und Rathaustüren, angeschlagen werden.

Die genannten Typen öffentlicher Bekanntmachung bilden schon eine recht komplizierte soziale Institution, sie besitzen sehr viele soziale Voraussetzungen – z.B. die Existenz von »Bütteln«, die rekurrente Nutzung von Messen durch die Bevölkerung, die Akzeptanz von handschriftlichen Anschlägen als Informationsquellen usw.

Als weniger voraussetzungsreich erscheinen dagegen Formen rein mündlicher »Bekanntmachung«, wie wir sie sowohl in rein oralen

als auch in den literaten Gesellschaften finden. Eine »Nachricht« konnte sich wie ein Lauffeuer verbreiten, wenn viele (mündliche) Zweiergespräche rasch miteinander verkettet wurden. A berichtet B; B berichtet D – eventuell in Anwesenheit von E und F; F berichtet H; B informiert unterdessen auch G und so fort. Bei dieser Form der Nachrichtenübermittlung entsteht kein stabiles und dauerhaftes Kommunikationssystem. Die Rede wirkt jeweils nur als Katalysator zur Bildung kleiner, meist dyadischer Sozialsysteme. Diese werden dann nach dem Zufallsprinzip hintereinander geknüpft. Es entsteht so eine Kette von Systemen, die aber sogleich wieder auseinanderfällt. Kaum denkbar, daß irgendeine spätere Information sich wieder auf genau dem gleichen Weg verbreiten könnte.

Die verschiedenen Formen der öffentlichen Bekanntmachung in der spätmittelalterlichen Stadt sind ganz anders aufgebaut. Hier wird der immer gleiche Text zum Informationsmedium, an das sich die Bürger alle gleichermaßen anschließen können. Jeder, der zuhört, ist aufgrund der Standardisierung der vorgelesenen Nachricht mit jedem anderen Zuhörer verknüpft. Diese Verknüpfung bleibt zwar (zunächst) einseitig – der Bürger kann nicht eigene Nachrichten auf demselben Weg zurückgeben –, aber sie schafft einen gemeinsamen Wissensraum, soziale Informationen, auf die bei weiterem Handeln aufgebaut werden kann. Unter kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten werden Gesellschaften durch derartige »gemeinsame« Zugangsmöglichkeiten zu denselben Informationsspeichern konstituiert. (Vgl. Abschnitt 5.3)

Gesellschaftliche oder »öffentliche« Kommunikation unterscheidet sich von der institutionellen Kommunikation dadurch, daß bei der ersteren prinzipiell kein Interesse an einer Beschränkung der Zugangsmöglichkeiten zu den Daten – etwa auf bestimmte institutionelle Rollen – besteht. Sie funktioniert gleichsam nach der Maxime, je mehr Zugang zu den »Bekanntmachungen« haben, um so besser!

Wie läßt sich die neue Technologie nun bei der Verwirklichung dieser Maxime einsetzen? Exemplarisch läßt sich dies am Beispiel der Mobilisierung gegen die islamischen Angriffe auf das Territorium und auf die Ideale des christlichen Abendlandes zeigen.

Der Türkenkalender von 1454/55: Eine Mahnung an die gesamte Christenheit

Am 29. Mai 1453 stürmten die Türken nach kaum zweimonatiger Belagerung Konstantinopel. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile von Mund zu Mund über ganz Europa. Sie belebte das schon im August 1451 aufgrund der Bedrohung Zyperns in Gang gesetzte Ablaßunternehmen. Zwei frühe Drucke, der sogenannte ›*Türkenkalender*‹ und die Türkenbulle des Papstes Calixtus III., der eine um die Jahreswende 1454/55, der andere 1455/56 fertiggestellt, verdanken ihre Entstehung diesem Ereignis, welches als eine Bedrohung für das gesamte christliche Gesellschaftssystem empfunden wurde.

Die als ›*Türkenkalender*‹ bezeichnete Flugschrift wurde vermutlich unmittelbar im Anschluß an die Ablaßformulare (Zypernablaß), die im vorigen Abschnitt schon behandelt wurden, gedruckt. Sie flankierte das Vorhaben der Ablaßhändler publizistisch, indem sie zusätzliche, aktuelle Informationen über das Vordringen der ›Ungläubigen‹ lieferte.

In einer für die damalige Zeit bemerkenswert gelungenen Weise faßt eine ›Überschrift‹ – beinahe möchte man schon von einer ›Schlagzeile‹ sprechen – die Intentionen der Schrift zusammen: »*Eyn manu(n)gd(er) criste(n)heit widd(e)r die dürke(n)*«. Für die Art und Weise, in der Mahnungen öffentlich bekanntzumachen waren, hatte das Mittelalter ein festes Programm entwickelt. Diesem Programm wird aber in der Flugschrift nicht gefolgt. Vielmehr erweist sie sich als das Resultat einer Mischung von Textverarbeitungsprogrammen, die zuvor in ganz unterschiedlichen Informationssystemen verwendet worden waren. Es entsteht eine merkwürdige Mischung aus den verschiedensten Gattungen, wie sie für so viele Werke der Wiegendruckzeit, z.B. auch für den Mainzer Psalter, typisch ist.

Nach der Überschrift beginnt der eigentliche Text mit einer Anrufung des ›allmächtigen Königs im Himmek‹, also mit einem Gebet, in dessen Verlauf die Geschehnisse in ›Kriechenland‹ kurz geschildert werden. Dann wird diese ursprünglich orale Kommunikationsform verlassen und man benutzt ein uraltes Schema skriptographischer Informationsspeicherung, nämlich den ›Kalender‹,

um genauer zu explizieren, an wen sich die Mahnung wendet; wer unter der ›Christenheit‹ im einzelnen zu verstehen ist. Nacheinander werden unter Benutzung des Gliederungsschemas der zwölf Monate des Jahres die Herren (Repräsentanten) der Christenheit zum Kampf gegen die Türkengefahr aufgerufen: »Im Januar der Papst, im Februar der Kaiser, im März die Herrscher des Balkans, im April verschiedene europäische Könige, im Mai die Erzbischöfe, im Juni der französische Dauphin, im Juli die Herzöge von Burgund, Savoyen, Lothringen und andere, im August Venedig sowie die anderen italienischen Städte und Fürsten, im September ›Germania, die edle deutsche Nation‹, im Oktober die deutschen Fürsten, im November die Reichsstädte, und im Dezember wurde eine Erfolgsmeldung aus den Kämpfen gegen die Türken aufgenommen, die erst am 6. Dezember 1454 in Frankfurt eingetroffen war.«⁴⁵ Die genaue Auflistung der Adressaten macht mehr als zwei Drittel des sechsblättrigen Druckes aus. Ihr Aufbau hat der Flugschrift ihren verwirrenden Namen gegeben: blickt man auf den Inhalt, so hat dieser nichts mit jenem gemein, der traditionellerweise – und auch in den zeitgenössischen Drucken – in Kalenderform vermittelt wurde.⁴⁶

Es fehlte 1455 offenbar an ›Textverarbeitungsprogrammen‹ für diese neue kommunikative Konstellation und Technologie. Mehr schlecht als recht behalf man sich mit Routinen, die man aus anderen Zusammenhängen, hier also vor allem Brief (Bulle), Gebet oder Predigt und handschriftliche Kalender, gewohnt war.

In der Forschungsliteratur viel zu wenig bemerkt ist aber noch eine andere Eigentümlichkeit dieses Textes, die den Zeitgenossen Gutenbergs mit Sicherheit aufgefallen sein muß: es bleibt unklar, wer diese Nachricht auf den Weg schicken wollte. Ähnlich wie bei der mündlichen Verbreitung von Informationen, wo deren Urheber oft schon bald nicht mehr ausfindig zu machen ist, bleibt beim ›Türkenkalender‹ offen, wer die Christenheit mahnen wollte. Bei den mittelalterlichen Formen skriptographischer Bekanntmachungen gibt es für diesen ›unautorisierten‹ Typus keine Vorbilder. Um diese Besonderheit besser würdigen zu können, ist es sinnvoll, sich der *Türkenbulle* von Papst Calixtus III. zuzuwenden. Dieser Druck bietet ein Beispiel einer vergleichsweise einfachen Transformation mittelalterlichen Veröffentlichungsformen in die neuzeitlichen typographischen.

Die deutsche, auf 25 Seiten gedruckte Textfassung beginnt wie folgt:
»Dis ist die bulla und der ablas zu dutsche die uns unszer aller heiligster vater und herre babst calist(us) gesant und geben hat widder die bosen vn(d) virfluchten tyrannen die turcken Anno MCCCCCLVI.«⁴⁷

Der Text schließt: »Hierum so geziehmet es in keinerlei Weise einem Menschen zu brechen diesen Brief und diese Ermahnung! Es folgen dann die Androhung der »Ungnade« der Kirche und Gottes für den Fall einer Nichtberücksichtigung der Mahnung sowie die Unterschrift: »Gegeben zu Rom bei Sankt Peter in dem Jahre nach Gottes Geburt 1456, am 12. Juli, im 2. Jahre unseres Pontifikats.«

Diese Form entspricht ganz jener, die wir in den handschriftlichen Bekanntmachungen antreffen. Der Text beschreibt sich selbst als »Bulle« und als »Brief«, entsprechend dem rhetorischen Schema enthält er – u. a. – eine Anrede und den Namen des Absenders. Die traditionelle Form, in der »Mahnungen« an die Christenheit veröffentlicht wurden, waren seit Jahrhunderten solche päpstlichen und kaiserlichen Bullen oder Briefe. Nur sie waren kraft ihres Amtes legitimiert, sich an die »gesamte« Christenheit, also an die ganze mittelalterliche Gesellschaft, mit einer Mahnung zu wenden.

Wie lief nun eine solche Bekanntmachung vor Einführung der typographischen Medien ab und welche Veränderungen fanden durch sie statt?

Die Texte, z.B. ein Aufruf zu einem Kreuzzug, wie im Falle der vorliegenden Bulle, wurden in der päpstlichen Kanzlei handschriftlich verfaßt, besiegelt und dann eigenhändig vom Papst unterschrieben. Der Text war durch diesen letzten Akt zu einer »Bulle« geworden. Kam es auf weite Verbreitung an, so mußten schon in Rom Kopien angefertigt und diese in der gleichen Weise »autorisiert« werden. Von der Heiligen Stadt aus wurden sie zu den verschiedenen kirchlichen Instanzen des Römischen Reiches transportiert, die dort für die weitere »Veröffentlichung« verantwortlich waren und/oder gemacht wurden. Um beim Beispiel zu bleiben: in Deutschland war die Kreuzzugspropaganda dem Bischof Heinrich von Kaltofen aus Drontheim übertragen worden. Wenn er nach Vorvatersitte verfuhr, so hat er weitere Abschriften anfertigen und diese den Bistümern zugehen lassen. Dort kümmerten sich dann der Bischof oder von ihm beauftragte Geistliche

weiter um die Angelegenheit. Zusätzlich konnte man die Bischöfe oder/und die Beauftragten zu einer Aussprache zusammenrufen – oder Kaltofen konnte sich selbst auf den Weg machen und die Bulle den Repräsentanten der Diözesen erläutern. Rein skriptographische Nachrichtenweitergabe war in diesen wichtigen Fällen nicht ausreichend. In den flankierenden Gesprächen wird es um Strategien, womöglich auch um materielle Anreize gegangen sein und man wird die verschiedenen Druckmittel der kirchlichen Hierarchie eingesetzt haben. Vermutlich werden auch in den Bistümern noch erneute Abschriften zur weiteren Verteilung auf den niedrigen Ebenen notwendig geworden sein.

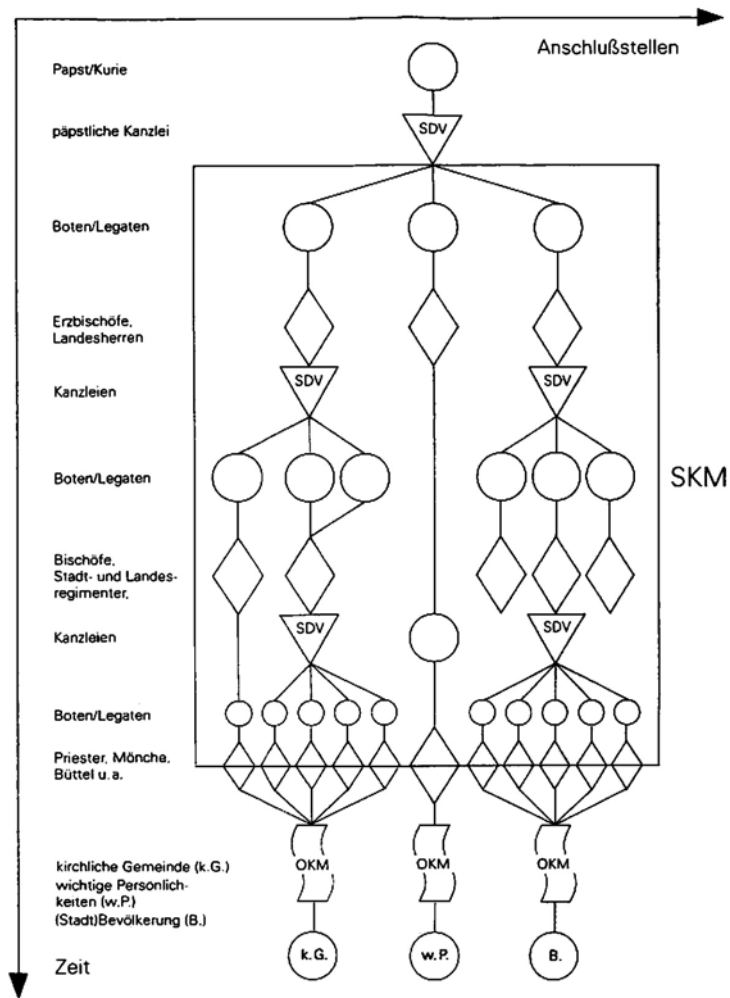
An irgendeiner Stelle der Hierarchie hat man gewiß auch Übersetzungen der ursprünglich ja in Latein abgefaßten Bulle angefertigt, um den Predigern in den Kirchen die Arbeit zu erleichtern und/oder publikumswirksamere Anschläge zu ermöglichen. Denn dies blieb in jedem Fall das letzte Glied in der Kette: der Prediger (Ruf-fer), der in der Messe über den Inhalt des päpstlichen Briefes mehr oder weniger überzeugend spricht.

Die komplizierte Informationspyramide, die sich bei dieser Form der handschriftlichen Verbreitung ergibt, ist in der *Abbildung 29a* schematisch nachgezeichnet.

Zusätzlich konnte der Aufruf – zumindest in den Städten – an den üblichen Orten angeschlagen werden. Je nach dem Inhalt solcher Bekanntmachungen mußten einzelne Personen oder Personengruppen besonders »angesprochen« werden. Im Falle dieser Bulle dürfte der Papst daran interessiert gewesen sein, »Kämpfer, die Soldaten der Adligen und Städte, für seine Sache zu gewinnen. Fleißige (Wander-)Agitatoren werden solche Zielgruppen also zusätzlich besucht und eventuell zusammengerufen haben.

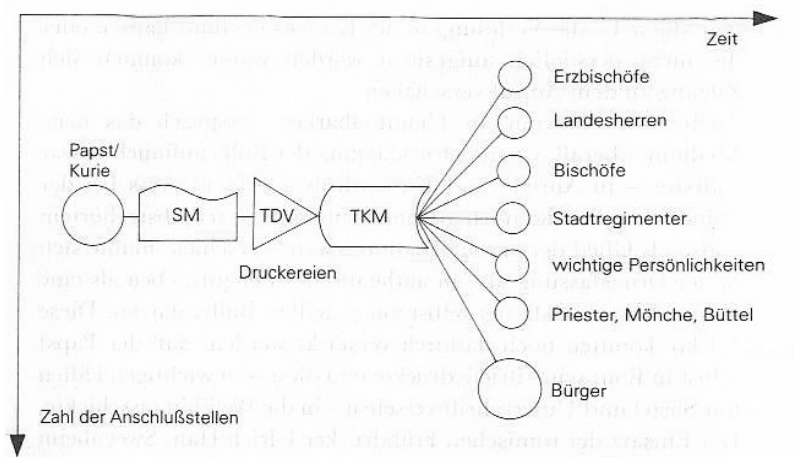
Man beginnt zu ahnen, welches komplizierte Zusammenspiel der unterschiedlichsten Kommunikationsformen und Medien auf den verschiedensten Ebenen erforderlich war, um eine Öffentlichkeit für päpstliche Kreuzzugsaufrufe herzustellen. Mit einem lauten Rufen war es bei dem ausgedehnten Gesellschaftssystem »abendländische Christenheit« nicht mehr getan.

Wie veränderte sich dieser Ablauf nun im speziellen Fall der Türkenbulle von Calixtus III. in Deutschland 1455/56? Außer der



a) Veröffentlichung von »Bullen« im Mittelalter

Abb. 29: Päpstliche Nachrichtenverbreitung in typographischen und skriptographischen Netzen



b) Veröffentlichung von »Bullen« durch typographische Medien

Tatsache, daß der Bischof Kaltoven die Bulle ins Deutsche übersetzte, weiß man nahezu nichts sicher. Wenn man einen aus heutiger Sicht »rationalen« weiteren Verlauf annimmt und unterstellt, daß er über die Möglichkeiten der neuen typographischen Technologie informiert war, dann müßte der Bischof möglichst rasch die beiden Varianten der Bulle, die lateinische und die deutsche, für den Druck überarbeitet und diesen sofort veranlaßt haben. Die Zeit drängte, weil der Kreuzzug, zu dem Calixtus aufgerufen hatte, schon im Mai 1456 beginnen sollte. Die gedruckten Exemplare hätten in Windeseile an die Bischöfe, Höfe, in die Städte und Flecken verteilt werden müssen. Zweifellos wäre durch diesen Einsatz der neuen Technik der Veröffentlichungsprozeß beschleunigt worden. Nicht nur ersparte man sich das Abschreiben auf den vielen Instanzen. Man konnte auch alle Ansprechpartner zugleich informieren. Dieser Gewinn an Simultanität dürfte auch der Agitation eine Eigendynamik gegeben haben. Die gleiche Information konnte die gleiche Person nunmehr gleichzeitig von mehreren Seiten aus erreichen – wie dies auch bei der mündlichen Sozialisierung von Informationen geschehen kann. Auch diejenigen Perso-

nen, die u. U. die Verlesung in der Kirche versäumt hatten, oder die nicht persönlich aufgesucht worden waren, konnten sich Zugang zu dem Aufruf verschaffen.

Auch einen Gewinn an Unmittelbarkeit versprach das neue Medium: überall, wo die Druckfassung der Bulle auftauchte, war Calixtus – in Anrede und Unterschrift – präsent. Was bei der mündlichen Predigt noch als eine Weitergabe von Selbstgehörtem – also als Glied der oralen Traditionskette – erschien, mußte sich in der Druckfassung als ein authentisches Zeugnis, eben als eine Kopie der von Calixtus selbst ausgestellten Bulle, dartun. Diese Effekte konnten noch dadurch verstärkt werden, daß der Papst selbst in Rom seine Briefe druckte und diese – in wichtigen Fällen mit Siegel und Unterschrift versehen – in die Welt hinausschickte. Der Einsatz der römischen Frühdrucker Ulrich Han, Sweynheim und Pannertz durch die römische Kurie belegt, daß diese Möglichkeit sehr zeitig ergriffen wurde.⁴⁸ Wirft man einen Blick auf die *Abbildung 29b*, so ist diese Verstärkung der Unmittelbarkeit der Informationsweitergabe unübersehbar. Nur noch das typographische Informationssystem steht zwischen dem Adressaten der ›Ermahnung‹ und dem Ermahner, Calixtus selbst. Im Idealfall werden durch die neue Technologie alle Instanzen ersetzt, die zwischen der Spitze (Calixtus) und der Basis der institutionellen Hierarchie als Mittler fungierten. Diese Verkürzung gilt natürlich auch für den umgekehrten Weg: Der einfache Augustinermönch M. Luther kann sich mit Hilfe des Drucks direkt an den Papst wenden – und es besteht die Chance, daß dieser eine Flugschrift in die Hand bekommt.

Ob durch die Technisierung im vorliegenden historischen Fall der Erfolg der Agitation stieg, muß dahingestellt bleiben. Ebenso bleibt offen, wie viele flankierende mündliche Gespräche noch zu führen, welche Reise- oder Wanderprediger tatsächlich eingespart werden konnten.

Außerdem ist daran zu erinnern, daß diese Ablaufskizze eine Projektion aufgrund späterer, moderner Relevanzkriterien bleibt. Man kann nicht ausschließen, daß sich Kaltofen überhaupt nicht um den Druck kümmerte und die ›Bekanntmachung‹ nach den traditionellen Prinzipien betrieb. Der Druck der Bulle könnte tatsächlich auch erst 1457 erfolgt sein, als sich nämlich die Existenz

dieses Aufrufs schon genügend über die alten Kanäle herumgesprochen hatte. In dieser Situation mag es dann den Gesellen im Gutenberghof vorteilhaft erschienen sein, an die öffentliche Meinung anzuknüpfen und das, worüber man sowieso schon sprach, noch einmal schwarz auf weiß nachzuliefern. Vielleicht hatte das neue Medium einen solchen Neuigkeitswert, daß die Bürger zugriffen. Vielleicht griffen sie aber auch zu, weil sie an der eben geschilderten Authentizität der typographischen Informationsmedien partizipieren wollten. Kapr, dem diese Darstellung viel verdankt, hält es für möglich, »daß der Druck der Bulle eine Auftragsarbeit darstellte, die Bischof Kaltofen oder einer seiner Mitarbeiter bestellte«⁴⁹ Eben deshalb entscheidet er sich für eine Datierung des Drucks auf die Jahreswende 1455/56. Nun haben seine Schlußfolgerungen gelegentlich eine solch zwingende Logik, daß man fürchten kann, die Geschichte sei wohl doch andere Wege gegangen – eben weil deren Sprünge, das Vor und Zurück von Entwicklungen immer wieder zu erfahren sind. Erst im Rückblick auf einen anarchischen Einsatz der neuen Medien mögen für einzelne Beobachter Chancen für eine gezielte Nutzung der Medien zur Verbesserung der Veröffentlichungstechnik sichtbar geworden sein. Eine geplante Substitution der kombinierten skriptographischen und oralen Veröffentlichungsstrategien durch die neuen typographischen Medien setzte eigentlich mehr Erfahrungen im Umgang mit letzteren voraus, als 1455 angesammelt sein konnten. Vieles, beispielsweise auch die zusammengewürfelten Textelemente des nur so genannten »Türkenkalenders« sprechen dafür, daß man anfangs einfach ausprobierte, Anwendungsmöglichkeiten durchspielte. Erst die Reflexion der auf diese Weise entstandenen Kommunikations- und Informationsstrukturen lieferte die Programme für den weiteren Einsatz der Technik, die wir heute für rational und logisch halten. Wenngleich die einzelnen Schritte der Evolution der neuen Veröffentlichungsverfahren (noch) im dunkeln liegen, so ist doch das Ergebnis bekannt. Es ist eben die gegenwärtige Publikationspraxis, die sich auch schon recht bald im 15. Jahrhundert, spätestens bei dem Streit um die Wahl des Mainzer Erzbischofs, sicher nachweisen läßt.

Wahlkampf in Mainz 1461/62: Öffentliche Diskussion im neuen Medium

In der Jahrzehnte währenden Auseinandersetzung um die Nachfolge des Mainzer Erzbischofs Dietrich von Erbach wird das neue Medium erstmals nicht bloß gezielt für politische Bekanntmachungen, sondern auch regelrecht für einen öffentlichen Meinungsstreit genutzt. Öffentliche Bekanntmachungen der einen Seite schließen an öffentliche Bekanntmachungen der anderen Seite unmittelbar an. Diese Form der Verkettung von öffentlichen Informationen kann man als »öffentliche Diskussion« oder als »öffentlichen Meinungsstreit« bezeichnen. (Vgl. a. Kap. 5.2 und 5.6)

Bei dieser Form des Informationsaustausches spielt die Geschwindigkeit eine besondere Rolle. Vergegenwärtigt man sich die langwierigen Prozeduren und die vielfältigen technischen Vorkehrungen, die in älterer Zeit erforderlich waren, um eine Bekanntmachung weiteren Kreisen »öffentlich« zu machen, so ahnt man, wie schwerfällig dann erst öffentliche Auseinandersetzungen abgelaufen sein müssen. Vom Beitrag der einen Seite bis zum Beitrag der anderen Seite verstrich so viel Zeit, daß man an heutigen Maßstäben gemessen kaum von einer öffentlichen Diskussion reden würde.

Wegen dieser Trägheit des Apparates zog man es vor, solche Auseinandersetzungen ganz in das mündliche Medium zu verlegen und sie repräsentativ auszutragen: Vertreter beider Seiten trafen sich zu einem Streitgespräch (Disput) von Angesicht zu Angesicht in einem für diese Zwecke vorgesehenen sozialen Rahmen, z. B. auf einem Konzil oder Reichstag. Die übrigen Anwesenden repräsentierten die Öffentlichkeit. Sprecherwechsel konnte in der für orale Informationssysteme üblichen Geschwindigkeit erfolgen. Die Ergebnisse solcher Diskussionen ließen sich dann unter Benutzung der skriptographischen Medien in der gewohnten Weise veröffentlichen.

Das neue typographische Informationssystem versprach einerseits eine Diskussionsgeschwindigkeit, die sich derjenigen der face-to-face-Kommunikation annäherte und andererseits einen Öffentlichkeitsgrad, der demjenigen nahekam, der durch die skriptogra-

phischen Formen der Bekanntmachung zu erreichen war. Es verknüpfte die Stärken beider Systeme in einem einzigen.

Im Juni 1459 wählte das Mainzer Domkapitel Diether von Isenberg mit knapper Mehrheit zum Erzbischof. Die Bedingungen, die Papst Pius II. an die – notwendige – Bestätigung dieser Wahl knüpfte, ließen den alten Streit zwischen der römischen Kurie und den nach Unabhängigkeit strebenden deutschen Fürsten aufleben. Diether machte Front gegen die ›*Aufsetzung des Zehnten*‹, die ›*Erböhung der Annaten*‹, die ›*Übertretung der Konzilsdekrete*‹ durch den Papst, den ›*Abbruch der Konkordaten*‹ zwischen dem Reich und der Kurie sowie gegen ›*allerlei andere Beschwerden*‹ und er forderte ein allgemeines Konzil.⁵⁰ Flankiert von allerlei diplomatischen Intrigen setzt Papst Pius II. schließlich den Erzbischof ab und ernennt Adolf von Nassau in einem ›*breve*‹ zum geistlichen Oberhaupt im deutschen Reich. Sowohl die Bulle als auch der Brief des Papstes werden 1461 in Mainz gedruckt. Zusätzlich wird die Ernennungsurkunde noch in Form eines Anschlagblatts herausgebracht.

Nachdem der Papst den Bannfluch über Diether und seine Anhänger ausgesprochen hatte, ließ jener im März 1462 ebenfalls ein Manifest drucken und an verschiedene Fürsten und Städte verschicken. Auf die Vorschläge, die in diesem öffentlichen Manifest gemacht werden, antwortet Adolf von Nassau noch im Frühjahr 1462 in einer Flugschrift, die mit den Worten beginnt ›*mir haben vernommen, daß Diether von Isenburg ...*‹.⁵¹ Auch der gebannte Erzbischof hatte mit einem ›*Sendschreiben*‹ an den Papst publizistisch unmittelbar an dessen ›*Bekanntmachung*‹ angeknüpft.

Letztlich entschieden den Streit nicht Argumente, sondern die Waffen: der Nassauer und seine Verbündeten überfielen im Oktober 1462 die Stadt mit mehreren tausend Mann, Diether von Isenburg mußte fliehen und verzichtete später auf seine Würde als Erzbischof.

Je genauer man sich die Dokumente dieses ersten öffentlichen Meinungsstreits im typographischen Medium anschaut, um so deutlicher wird, wie sehr er noch den alten Formen und Traditionen verhaftet ist. Die Bulle und die verschiedenen Typen von Briefen liefern das Programm für die typographische Informationsverarbeitung. In gewisser Hinsicht kann man von einer Doppelherrschaft der Informationssysteme sprechen: alle wesentli-

chen »Bekanntmachungen« erfolgen noch nach den schon lange etablierten Prinzipien – zusätzlich werden sie aber auch noch dem neuen Medium anvertraut. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis diese »zusätzlichen« Nachrichtenwege für bestimmte Informationen zu den primären werden.

Aus kommunikationstheoretischer Sicht kommt diesem öffentlichen Meinungsstreit historisch eine besondere Bedeutung zu: nach seinem Beispiel werden in der Folge auch andere wissenschaftliche, fachliche, ethische u. a. Diskussionen dem neuen Medium anvertraut. Der politisch-ideologische Einsatz der Drucktechnologie wird zum Paradigma für die Schaffung einer öffentlichen Diskussion über pharmazeutische und medizinische Fragen, Probleme des Bergbaues und des Hebammenwesens, religiöse Grundsatzfragen u. v. a. m.

Die Sibyllenweissagung wechselt das Medium

In dem »Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence« von Seymour de Ricci (1911) trägt ein nur 9 x 12,5 cm großes, beidseitig bedrucktes »Fragment« die Nr. 1. Bis heute ist nicht eindeutig zu erweisen, ob es sich tatsächlich um das älteste uns bekannte Druckerzeugnis handelt, wann, von wem und wo es gefertigt wurde. Neben de Ricci nahm auch A. Ruppel an, daß es sich um den ältesten Gutenberg-Druck handelt, der bald nach seiner Rückkehr nach Mainz – also nach 1444 – gefertigt wurde.¹⁵² Kapr hält ihn zwar nicht für den ältesten Druck, aber er datiert ihn früher, noch in die Straßburger Zeit.⁵³

Wesentlich besser sind wir über den Inhalt dieses als »*Fragment vom Weltgericht*« oder als »*Sibyllenweissagung*« bezeichneten Textes informiert. Letztlich geht es um einen alten deutschen Mythos: Kaiser Friedrich Barbarossa sei auf seinem Kreuzzug nicht wirklich ums Leben gekommen. Vielmehr werde er einst wiederkehren, um die deutschen Lande von fremden Herrschern und Unterdrückern zu befreien, das Reich zu einen, ihm Wohlstand und Ansehen zu verschaffen. Dieser Mythos hat sich in der deutschen Geschichte immer wieder belebt, vor allem dann, wenn sich die Lebensbedin-

gungen der Bevölkerung verschlechterten und ihr nationaler Stolz mit Füßen getreten wurde – oder sie es zumindest so empfanden.⁵⁴ Erlösermythen wie jene vom Kaiser Friedrich gibt es in vielen Kulturen. Die europäischen Eroberer der mittelamerikanischen Indianerreiche haben von solchen Prophezeiungen profitiert. Und natürlich hat es auch immer wieder Mischungen zwischen ähnlichen Mythen aus verschiedenen Kulturkreisen gegeben. Eine solche Mischung aus christlich-jüdischen, römischen und germanischen Elementen ist die Sibyllenweissagung.⁵⁵ Vieles spricht dafür, daß die schriftliche, gereimte Fassung, auf die der Druck zurückgreift, um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Konrad Schmidt verfaßt wurde. Er war ein Anhänger der Flagellanten oder, wie es im mittelalterlichen deutschen Sprachgebrauch auch hieß, der Geisler. 1369 verbrannte man ihn mit sechs Gleichgesinnten in Nordhausen als Ketzer.

In dem Text der Sibyllenweissagung werden zunächst Partien aus dem Alten Testament (Schöpfungsgeschichte, Vertreibung aus dem Paradies) nacherzählt, dann prophezeit eine Sibylle König Salomon die Gehurt Christi und dessen Leidensgeschichte. Nach diesem Ausflug in die Bibel wendet sich der Erzähler dem Geschehen in Deutschland zu: von der Christenmission bis zu den hochmittelalterlichen politischen Auseinandersetzungen im Reich, der Herrschaft von falschgläubigen Pfaffen und der Unterdrückung der Bevölkerung erstreckt sich der Bericht. Erst im Anschluß an diese Retrospektive wird auf die Friedrichslegende zurückgegriffen und eine Utopie aufgezeigt. Eine Handschrift aus dem 15. Jahrhundert läßt die Sibylle dem König Salomon weissagen:

*»...es komet noch dar zuo,
daß gott ainen kaiser suochen sol,
den het er behalten [wol]
in siner gewalt,
und git im kraft, manigfalt.
und dirr kaiser haist Fridrich,
daß solt du geloben sicherlich,
und wirt striten durch kristen ere
und wirt gewinnen daß hailig grab ueber mere.
da wirt stan ain duerrer bom, ist gross,*

*und sol sten loblos und bloss,
 bis daz der kaiser Fridrich dar an
 sinen schilt gebenken kan,
 so wird der bom wider gruen gar.
 dar nach so koment aber vil gueter jar
 und stond die luet aber in guetem staut.»⁵⁶*

Ein späterer Druck aus dem Jahr 1513 (Frankfurt, H. von Neuß) wiederholt diese Passage noch in ganz ähnlichen Worten und setzt ihr als Überschrift voran: »*Van keiser Frederich der dat heilige graf [Grab] gewinnen sal und ouch van der bekerunge aller ungelouwiger zo dem christen gelouven.*«⁵⁷ Gott schickt also den Kaiser, um das Christenvolk zu einigen und es in den Kampf gegen die Ungläubigen zu führen. Hier haben sich antike Sibyllenweissagung und mittelalterliche Friedrichslegende fest verknüpft. Von der Hoffnung, daß ein »*edel künig Fride- rich*« das »*Gottes Grab*« – also das seit 1187 von den Türken besetzte Jerusalem – befreien würde, lesen wir schon um 1216 im »Welschen Gast« bei Thomasin von Zerclaere.⁵⁸

In der Erzählung wird dann noch von weiteren Schwierigkeiten berichtet, bis schließlich Jesus Christus das letzte Gericht halten kann.

*»Vn(d) musze(n) do(rt) bien(geben)
 do Got vrte(i)l wil gebe(n) sie genen(geben)
 mit schrecke(n) dohien die got nye
 erkannte(n) noch forchte(t)en
 niema(nd) mag sie v(er)berge(n) nicht«,*

heißt es dazu in den erhalten gebliebenen Druckfragmenten.

In der Abb. 30 sind (a) ein Faksimile des Druckfragments, (b) eine Transkription dieser Passage und (c) ein entsprechender Ausschnitt aus einer späteren Druckfassung dokumentiert.

An diese Utopie zu erinnern war in Straßburg zu Beginn der vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts gewiß Anlaß genug. Am 2. Februar 1440 hatte man in Frankfurt den Habsburger Friedrich III. zum König gewählt. Die Vertreter des Reformflügels auf dem nun schon neun Jahre tagenden Basler Konzil unterstützten diese Wahl und setzten große Hoffnungen in die Person Friedrichs.

Kapr vermutet: »In Straßburg, das sich für die Politik des Konzils entschieden hatte, und das kurz vorher von der Pest heimgesucht worden war, fiel die legendäre Kaiser-Friedrich-Erwartung mit den Hoffnungen der Bürger in den neugewählten König Friedrich III. zusammen. Der Text der Sibyllenweissagung, deren Kritik an den Übergriffen der Priester, der Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit und die Hoffnung auf die Befreiung des Heiligen Grabes von den Türken, fand zu eben jener Zeit offene Ohren, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Gutenberg aus diesem Grunde die Serie seiner Donatdrucke unterbrach und die Sibyllenweissagung druckte.« (1987:94)

Da 1444 bekannt wurde, daß Friedrich »die Horden der Armagnaken ins Elsaß, vor die Mauern von Basel, Straßburg, Worms und Mainz geholt hatte ... [wäre] ein späterer Druck der Sibyllenweissagung ... vom Standpunkt der Straßburger Bürger unverständlich gewesen und muß vom heutigen Standpunkt ausgeschlossen werden. Die Sibyllenweissagung konnte demnach nur in der Zeitspanne von 4 Jahren, zwischen 1440 und 1444 gedruckt worden sein.«⁵⁹

Was bedeutete nun der Druck des »Weltgerichts« aus kommunikationstheoretischer Sicht?

Zum einen führt er zur »öffentlichen Bekanntmachung« einer religiösen Utopie. Wenn man Kaprs zeitgeschichtliche Einordnung akzeptiert, dann muß man weiterhin annehmen, daß in der traditionellen Form einer Prophezeiung ganz aktuelle politische Inhalte vermittelt werden. Nimmt man einmal an, daß die jüngeren Fassungen der Sibyllenweissagung, die uns überliefert sind, in etwa die Strukturen des verlorengegangenen gedruckten Textes widerspiegeln, so werden in der Schrift handfeste politische Aktionen angemahnt, u. a. z.B.:

- Kampf gegen die Türken (»das heilig Grab werd auch gewonnen!«)
- Erlösung des Reiches von fremder Herrschaft
- Reformation der Kirche
- Besserung der Lage der Bauern und der gemeinen Bevölkerung.

So gesehen ordnet sich das Fragment in eine ganz andere Gattung ein, die gerade in jener Zeit eine außergewöhnliche Konjunktur erlebte, die sog. »Reformschriften«.

Auf diesen Texttypus der »Reformatio« soll etwas genauer ein-

Iden wir nütze do dien do got orte nüt
 gebē Sie gene mit schreche do dien Die
 got nye erkante noch forchte en Niema
 mag sich übergē nicht Vor dē gotliche
 angeliecht Christus wil do urtel sprechen
 Dū wil alle bozheit rechen Die nie ge-
 dachē den willē in Den wil er gebē ewige
 pīn Dū wil den gude gebē By ym freude
 vñ ewig lebē Sijt die werlt vñ alle ding
 Die in dē werlt geschaffē sint E zu gene
 vñ werde auch zu nicht Als man wol

er werde do pine enou + wir in ym
 rich ist Per hat freude mit ihesu crist Per
 von dē hēmel her nido ist kōmen Vñ
 menschlich natuer hat an sich gnōmē
 Vñ an dē menscheit ist erkorbē Vñ mi-
 dem dode hat erworbe D; wer do gloubi
 hat an en Myne vñ zuu siecht dē sal zu
 ym + wir sollē gantzē glaubē habē Da
 wir vñ ihesu crist hore sagē Vñ sollen
 alle vñ werck vñ sēne E zu xpo herē yn
 liebe vñ yn mēne Vñ zu ym habē zu vñ

a) Faksimile des Druckfragments

Abb. 30: Die erste gedruckte politische Flugschrift:
 die »Sibyllenweissagung«

Vorderseite (a)

- 1 |leben
Vñ mußē do hien do got vrtel will|gebē
Sie gene mit schreckē dohien
Die|got nye erkantē noch forchtē en
5 Niemā|mag sich v'bergē nicht
Vor dē gotlichē|angefiecht
Christus wil do vrtel |sprechen|
Vñ wil alle boßheit rechen
Die nie ge|dadē den willē |fin
10 Den wil er gebē ewigē|pin
Vñ wil den gudē gebē
By ym freude|vñ ewig lebē
Sijt die werlt vñ alle dīng|
Die in d' werlt ge|chaffē |sint
15 Czugene|vñ werdē auch zu nicht
Als man wol|

Rückseite (b)

- 1 [Da] er werde vō pine erloft.
wer in dē h̄ymel|rich iſt
Der hat freude mit iheſu criſt
Der|von dē h̄ymel her nidd' iſt kōmen
5 Vnd|mentſchlich natuer hat an ſich gnōmē|
Vñ an d' mentſcheit iſt er|torbē
Vñ mi[t] dem dode hat erworbē
D; wer do glaub[ē] hat an en
Mynne vñ zuu'ſiecht d' |al zu|ym.
10 wir ſollē ganßē habē
Da[;] wir von iheſu criſt horē ſagē
Vnd ſollen|alle vnſ' werck vñ ſyne
C;u x̄po kerē yn|liebe vñ yn m̄yne
Vñ zu ym habē zuv'|[[ſiecht]

b) Transkription des Druckfragments

sie sin vereiniget und leven
 und moizen vur dat ordel dat got wilt geven.
 sie gaint mit schrecken daer hin
 die got nie erkanten of vorten in.
 725 ghein man enmach sich verbergen niet
 vur dem gotlichen angeficht.
 Christus wil dan ein ordel spreken
 und wil alle boiseit wrechen.
 alle die niet gedain hain den willen sin,
 730 die wilt he schicken in die ewige pin
 und wilt den gueden menschen geven
 genoichte vreude und dat ewige leven.

Sint nu die werlt und alle dink
 die in der werlt geschaffen sint
 735 vergaent all und werden zo niet
 (als uns der gelouwe seit und leirt)

740 dat he van helfcher pinen werde erloist.
 und wer dair in dem hemel ist,
 der hait freude mit unserm heren Jesu Christ
 der van dem hemel hernider is komen
 und menschlich natur an sich genomen
 745 und an der menscheit gestorven
 und uns mit sime dode hait erworven
 dat wunneliche und genoichliche leven.
 och mochten wir dat up deser erden erwerven.
 so wer geleuven wil an in,
 750 der sal sich ewichlich freuwen mit im.
 wir fullen ganzen gelouven hain
 wat wir van Jesu Christo hoeren sain
 und fullen alle unsre werk und sinne
 zo Christo keren und sin minne.
 755 soe stait wir mit im und werden rich
 allhie und in dem hogen hemelrich
 und werden van sinen gotlichen freuden
 nu noch nummerme gescheiden.

c) Spätere Fassung der Sibyllenweissagung, Köln 1513

gegangen werden, weil man an ihm in ausgezeichneter Weise die Folgen verdeutlichen kann, die ein Medienwechsel für die Bedeutung der Botschaft mit sich bringt. Mit dem Druck dieser zuvor in bestimmten skriptographischen Kommunikationssystemen zirkulierenden Texte entstehen praktisch ganz neue Programme – und damit auch völlig neue Legitimationsprobleme für die soziale Gemeinschaft.

Programmkonfusion: Reformschriften im typographischen Medium

Drei im einzelnen ganz unterschiedliche Typen von Reformschriften (»Reformatio«) kursierten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der unmittelbaren Lebensumgebung von Gutenberg. Wir können mit gutem Grund annehmen, daß er von allen drei Schriften und deren Intentionen wußte. Auf die eine Schrift, die »*Concordantia Catholica*« des Nikolaus Kues, wurde schon hingewiesen. Dem Basler Konzil lag aber noch eine weitere, von dem Lübecker Bischof Johannes Schele im Einvernehmen mit dem Luxemburger Kaiser Sigmund verfaßte Schrift vor.⁶⁰ An diese Schrift – oder zumindest an die Gerüchte, die sich über ihren Inhalt verbreitet hatten – knüpfte die wohl bekannteste deutschsprachige Reformschrift des 15. Jahrhunderts, die »*Reformatio Kaiser Sigmunds*« an.⁶¹ Sie wurde um 1439 von einem bislang unbekannten Verfasser niedergeschrieben und sie enthält alle diejenigen Forderungen, die man auch in den verloren gegangenen Teilen der Druckfassung der Sibyllenweissagung vermuten darf. Wie von der Sibyllenweissagung sind auch von der »*Reformatio Sigismundi*« zahlreiche Handschriften überliefert.

Interessant ist nun, daß weder die Reformschrift des Kusaners, zu dem der Erfinder der Buchdruckkunst doch zumindest eine große geistige Nähe besaß, noch die seriöse Schrift Scheles von Gutenberg gedruckt wurde. Stattdessen wählte Gutenberg für seine Druckversuche eine Schrift aus, die wir ganz in die Nähe der Reformschrift des Anonymus stellen müssen. Und diese Haltung setzt sich bei seinen Nachfolgern fort: Nicht die *Concordantia Catholica* oder die Schrift Scheles, sondern die *Reformatio Sigis-*

mundi wird im 15. Jahrhundert mehrfach gedruckt, zuerst 1476 bei Bämle in Augsburg. Was bewog die Inkunabeldrucker dazu, immer wieder auf die aus dunklen Quellen stammende Reformatio Sigismundi zurückzugreifen und die vergleichsweise »offiziellen« Reformschriften des Kusaners und des Luxemburgers links liegen zu lassen? Wenn man dieser Frage nachgeht, dann zeigt sich, daß die handschriftliche Fassung der Reformatio Sigismundi im Grunde eine Programmatik enthält, die sie mit den Normen des skriptographischen Kommunikationssystems, in welchem die Reformschriften üblicherweise im Mittelalter zirkulierten, in Konflikt bringen mußte. Die Reformatio, die auch Teile der Sibyllenweissagung enthält, sprengt an vielen Stellen die Grenzen, die die Gesellschaft dieser Gattung gesetzt hatte. Alle diese Reibungen und Widersprüche fallen weg, wenn sie im typographischen Medium veröffentlicht wird. Dies ist bei den Reformschriften des Kusaners und Scheles anders. Beide Autoren ordnen sich in die mittelalterliche Praxis der Veröffentlichung politischer Meinungen nahtlos ein. Ihre Schriften sind Vorlagen für ein orales Kommunikationssystem, ein Konzil nämlich, welches dazu legitimiert ist, die Öffentlichkeit des Reiches zu repräsentieren. Skriptographische und orale Medien greifen in der gewohnten Weise ineinander. Die Autoren sind aufgrund ihrer sozialen Rolle zur Einbringung ihrer Meinung ebenfalls legitimiert und sie geben sich in ihren Schriften selbstverständlich zu erkennen. Ihre Intentionen können sich in dem traditionellen Kommunikationssystem Gehör verschaffen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Sibyllenweissagung und der »Reformatio (Pseudo-)Sigismundi« – und übrigens auch beim Türkenkalender. In allen drei Fällen gibt sich der Urheber der Schrift nicht in der Weise bekannt, wie es bei Bullen, Briefen und den Tischvorlagen für Konzile oder Disputationen üblich ist. Weder die Weissagung noch die Reformatio noch die Mahnung gegen die Türken ist von einer etablierten Institution verkündet worden. Und auch die Adressaten dieser Schrift unterscheiden sich signifikant von jenen der Textgattung, zu der die Konzilsvorlagen gehören. Man versucht, sich direkt, ohne noch einmal ein mündliches Medium dazwischenschalten, an die Bevölkerung, die Herrschaften und Stände des Reiches – und nicht an aus-

gewählte Repräsentanten derselben – zu wenden. Diese besonderen kommunikativen Einbettungen und Ziele können am Beispiel der vielen uns überlieferten handschriftlichen Fassungen der Reformatio Sigismundi nachgezeichnet werden.

Wie schon erwähnt, geht die Forschung heute davon aus, daß eine »Urfassung« der Reformatio Sigismundi um 1439 im oberdeutschen Raum geschrieben wurde. Schon ein Jahr später wird, wohl in Augsburg, eine Kurzfassung dieses Textes angefertigt, in der ebenfalls auf die Friedrichslegende angespielt wird. Es ist diese Variante, die 1476 zuerst als Flugschrift gedruckt wurde.⁶² Im Gegensatz zu Scheles Schrift, die an die auf dem Konzil vertretenen Herrschaften gerichtet ist, bleiben ihre Adressaten unscharf. Wie etwa bei päpstlichen »Mahnungen« üblich, sollen »*alle heupt der christenheyt*«. angesprochen werden, darüber hinaus aber auch »*alle gemeind*«. Der Autor hat dabei durchaus nicht Repräsentativorgane im Sinn, sondern jedes einzelne Mitglied der Christengemeinschaft: »*In diser vermanung sollen sein jung und alt, alle gemein cristenheyt, nyemant ausgenommen.*«⁶³

Der Herausgeber dieser Reformschrift, Heinrich Koller, nennt als eine weitere Besonderheit, die sie vor den Reformschriften des Kusaners und Scheles auszeichnet, die »Forderung nach rascher und dichter Verbreitung des Texts«. Er bemerkt dann: »*Der Anonymus ... hat sich aber selbst wenig Gedanken gemacht, ob sein Werk möglichst vielen mündlich vorgetragen werden sollte ... oder ob die hier enthaltenen Forderungen einfach schriftlich übermittelt werden sollten.*«⁶⁴

Welche Vorstellungen hätte er in dieser Richtung auch entwickeln können – wenn er nicht die Einführung der typographischen Medien (1439) voraussah? Für seine Mitteilungsabsichten gab es zu seiner Zeit keine institutionalisierten Kommunikations- und Informationssysteme. Vorhanden waren die oralen Tradierungsketten und die schon ausführlich geschilderten Formen der »amtlichen« Bekanntmachung, in der skriptographische und orale Medien miteinander verknüpft werden. Dem ersten Typus widersprach schon die Schriftform, dem zweiten offenbar das Amt und die Intention des Autors. Jedenfalls benutzte er nicht wie Kues und Schele die dafür vorgesehenen Bahnen und Textprogramme.

Erst das typographische Informationssystem verknüpft Merkmale der beiden angestammten Informationsformen in einer solchen Weise, daß sich die (mutmaßlichen) kommunikativen Absichten des Verfassers der »Reformation Sigismunds« befriedigen lassen. In dieses Informationssystem können auch Personen ihre Nachrichten einspeisen, die aufgrund ihres Ranges zu »öffentlichen Bekanntmachungen« in mittelalterlichen Systemen nicht berechtigt waren. Ähnlich wie bei der oralen Tradierungskette bestehen auch für die »Benutzer« des neuen Mediums keine Schranken: ohne Rücksicht auf die Stellung in der sozialen Hierarchie konnte jedermann die Flugschriften zu seiner eigenen Unterrichtung lesen. Jeder war zur weiteren mündlichen Tradierung der Information legitimiert. Insoweit erwies sich das neue Medium als eine Technisierung einer Sequenz der oralen Tradierungskette. Selbst der Drucker/Autor, der die Flugschrift in die neue Technologie einspeiste, erscheint unter diesem Blickwinkel nur als ein Medium, gleichsam eine technisch-menschliche Verlängerung der oralen Multiplikatorenkette.

Andererseits ist der Druck des Fragments vom Weltgericht, des Türkenkalenders oder der Reformation Sigismunds auch eine weitere Technisierung skriptographischer Formen der Informationsverarbeitung, der »multiplicatio librorum«. Er setzt vor allem die Transformation der psychischen Informationen in skriptographische voraus – und knüpft insofern nicht an orale, sondern an die handschriftlichen Informationstechniken an.

Man darf unter diesen Umständen gespannt sein, ob die Schreiber der Reformatio sich überhaupt bemühten, ihr Vorgehen zu legitimieren – und wenn ja, in welcher Weise sie dabei vorgingen. Aus den zahlreichen überlieferten Fassungen bietet sich für diese Untersuchung die sogenannte Handschrift »P« an.⁶⁵ Die anderen Handschriften enthalten zumeist ebenfalls die hier im folgenden angeführten Legitimationen – allerdings sind sie dort über verschiedene Abschnitte der Texte verstreut.

Die Auflösung paradoxer kommunikativer Intentionen durch den Druck

Im ersten Absatz wird behauptet, die Reformatio sei Kaiser Sigmund im Geiste, im Traum erschienen. Der Kaiser wird damit als Medium einer göttlichen Offenbarung dargestellt. Die Veröffentlichung der Botschaft geht auf einen höheren Auftraggeber zurück. Diese Variante wird im Verlaufe des Textes noch einmal wiederholt und zur Begründung der Forderung nach politischen Veränderungen herangezogen. Der Rückgriff auf göttliche Aufträge ist, wie jener auf Wunderzeichen, eine im Mittelalter ganz übliche Figur zur Legitimation von Veröffentlichungen.

Im zweiten Absatz wird der Text als ein »avisament«, also eine offizielle Vorlage eines dazu Befugten, nämlich des Kaisers Sigmund, für das Basler Konzil hingestellt. Dieser habe es sogar mit seinen Kardinälen und Meistern beraten. Entsprechend der hierzu vorgesehenen Programme hätte der Text in Latein abgefaßt sein müssen und folgerichtig wird die vorliegende deutsche Fassung als eine Übersetzung hingestellt. Diese Position wird später (S. 89/90) noch einmal bekräftigt – aber dadurch selbstverständlich nicht richtiger: weder ist die Schrift von Sigmund verfaßt, noch ist sie eine Vorlage für das Konzil entsprechend der institutionellen Regeln, noch ist sie eine Übersetzung aus dem Lateinischen.⁶⁶ Weil dies so ist, erschöpft sich die Leistung des »Schreibers« auch nicht in der Übersetzung und einer skriptographischen Multiplikation. Er ist selbst der Urheber oder Autor der Botschaft. Aber diese Tatsache wird von ihm versteckt, offenbar weil ihm das Amt, welches ihn zu einer solchen Urheberschaft befugt, fehlt. In einzelnen anderen Handschriften der Reformatio wird die Fiktion noch weiter getrieben, indem der Schreiber einen Namen erhält. Die Handschrift V (1520) nennt als Verfasser Friedrich von Lantnaw, der sich selbst als Rat von Kaiser Sigmund darstellt und angibt, die Reformatio auf dessen Geheiß und als »*Knecht der gemeinen Christenheit*« geschrieben und übersetzt zu haben.

Im dritten Absatz wird die Reformatio als eine christliche Mahnung, wie sie in einer Predigt oder einer päpstlichen Bulle verkündet werden kann, dargestellt. Konventionell und stilgerecht

beginnt der Text mit einem Gebet, der Anrufung Gottes und der Bitte um seinen Beistand. Der Grund der Anrufung, die Unordnung des weltlichen Geschehens, wird dargestellt. Die Reformatio kann dann als eine gottgegebene Ordnung dargestellt, bei ihrer Nichtbefolgung mit göttlichen Strafen gedroht werden.⁶⁷

Viertens wird vorgespielt, die Reformatio sei ein Mahnbrief des Kaisers Sigmund, der kraft seines Amtes die Macht zu »öffentlichen Bekanntmachungen« besaß. Es wird behauptet, der Text sei eine »manung an die richen«, an »alle fürsten und die ritterschaft«. (S. 53) Diese Verknüpfung von »avisament an ein Beratungsgremium« und »öffentlicher Bekanntmachung« ist an sich schon eine Konfusion der im Mittelalter etablierten Formen der Informationsverbreitung – die freilich aus machtpolitischen Gründen nicht selten war.⁶⁸ Der Verfasser fühlt sich jedenfalls gedrängt, diese Konfusion damit zu begründen, daß sowohl das Konstanzer als auch das Basler Konzil, also die beiden Gremien, für die das avisament hätte geschrieben sein können, zu keinem Ergebnis gekommen seien. Aber auch die Landesherren haben die Meinung des Kaisers nicht gehört. Auch sie haben, wie das Konzil, ihre Rolle als Adressaten verspielt. So treibt die innere Logik der Argumentation den Autor schließlich dazu, die Schrift als eine Aufforderung an das »gemeine folk« zu interpretieren, nunmehr die Reformation in die eigenen Hände zu nehmen – und sei es mit dem »swerk«. (S. 59) Im Ergebnis könnte es dann, so liest man später im Text in Form einer Prophezeiung, zu einer Umkehrung der sozialen Pyramide kommen: Die an der Reform säumige Obrigkeit wird zum Knecht des gemeinen Mannes.⁶⁹ Spätestens jetzt steht die Welt, in die sich die Reformatio eingeordnet hat, gänzlich auf dem Kopf: Der gemeine Mann als Adressat einer Konzilsvorlage, ein im »Kabinet« ausgearbeiteter Brief des Kaisers als geträumte Offenbarung, ein Kaiser, der das Unterste zu oberst kehren will, ein Autor, der nicht Autor sein will und kein öffentlicher Mahner sein kann und so fort. Bei diesem Durcheinander zwischen Kompetenzen, Institutionen, Autoren und Adressaten ist es nicht verwunderlich, daß sowohl die politische Aussage als auch die kommunikative Identitätsbestimmung des Textes unklar und widersprüchlich bleiben.

Die revolutionären politischen Forderungen werden in den meisten Passagen der Schrift zurückgenommen. Aufgenommen wird

stattdessen das neutestamentliche Bild vom Hirten und seinen Schafen. (S. 76ff.) Der Hirte solle sich an die Reformatio halten und ihre Intentionen mit Macht durchsetzen.

Nicht weniger ambivalent bleibt die Selbstbeschreibung des Textes als kommunikatives Ereignis: Offenbarung, avisament, päpstliche Bulle oder kaiserlicher Brief stehen mindestens zur Auswahl. Der einzige konkrete Vorschlag, den der Schreiber der Handschrift V zur Verbreitung seines Werkes macht, lautet: »Item es soll auch ain jdllicher Fürst oder Herre, Lannd oder Stat dise Ordnung in einem puch pehalten und schnelliglich lassen abschreiben urnb das, das die gepresten verhüt mügen werden; ob keiner auffstünd oder ymant ungehorsam wäre ...« (Koller 1964 op. cit.: 79)

Diese Vorstellung entspricht ganz den mittelalterlichen Gepflogenheiten,⁷⁰ aber schon sehr viel weniger den mutmaßlichen Intentionen des Autors und noch weniger der sozialen Realität des 15. Jahrhunderts: Die Reformatio wurde ja gerade deshalb geschrieben, weil die Herrschaften auf die seit langen Jahren von vielen Seiten immer wieder erhobenen Mahnungen zur Behebung ganz offensichtlicher Mißstände nicht eingingen.

Merkwürdig bleibt dennoch, daß bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein kein Kopist der Reformatio auf den Gedanken kommt, die Möglichkeiten der Drucktechnologie, die nunmehr im Gegensatz zur Abfassungszeit (1439) bestanden, zu reflektieren. In allen Handschriften bleibt die Rede vom »Abschreiben« der »Ordnung«, von der »Mahnung« durch »Briefe und Poten« bestehen.⁷¹ Warum wird nicht zum Druck dieser Schrift aufgefordert und dieser begründet, die öffentliche Meinungsbildung mit den Mitteln der neuen Medien in den Vordergrund gestellt? Plausibel wäre diese Zurückhaltung dann, wenn die politische Utopie, die diese Schrift letztlich trägt, immer noch die ist, daß Gott irgendwann einen Stellvertreter schicken wird, der die Sache in die Hand nimmt. Hierfür spricht auch, daß die Friedrichslegende so umstandslos in die Reformatio eingebaut werden konnte. (S. 342/43) Friedrich – welcher auch immer – wird entsprechend der Offenbarung des Buches handeln und dem »gemein/folck« Frieden bringen. Von dieser Hoffnung müßte Abschied genommen werden, wenn man legitimieren wollte, daß man sich mit gedruckten Büchern an die »gemeine« Öffentlichkeit wendet. Dann nämlich wäre das Volk der

souveräne Ansprechpartner, der Adressat der mahnenden Botschaft. Das Volk wäre zum politischen Handeln aufgefordert, nicht die Herrschaften. Vor dieser Konsequenz scheuen die Kopisten der Handschrift zurück.

**Von der ›öffentlichen manung‹
zur ›öffentlichen Meinung‹:
Die Druckfassungen der Reformatio**

Daß Bämle und die anderen Frühdrucker diese, sich aus der Logik der Sache ergebenden, Folgerungen durchdacht haben, als sie ihre Fassungen der Reformatio in den Druck gaben, bleibt mehr als zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist auch in diesem Fall, daß die neue Technik eingesetzt wird, ohne daß ihre Folgen, diesmal für den Bereich politischen Handelns, überschaut werden.⁷²

Diese Sichtweise wird durch eine detaillierte Untersuchung des Historikers Hartmut Boockmann über die ›Struktur der politischen Öffentlichkeit‹ der Reformatio gestützt, auf die einzugehen sich auch aus verschiedenen anderen Gründen lohnt.⁷³ Er kommt zu dem Schluß, daß ›die Drucker‹ die Reformatio Sigismundi – wie dies auch schon ›die Mehrzahl derer getan hat, die die erhaltenen Handschriften schrieben bzw. schreiben ließen‹ – ›für eine Verlautbarung Kaiser Sigmunds gehalten haben‹. (Ebd. 123)

In der Tat haben die Drucker des 17. und des 18. Jahrhunderts die Reformschrift in ihre Sammlungen der ›Reichssatzung des Heiligen Römischen Reichs‹ oder des ›Corpus iuris publici‹ aufgenommen.⁷⁴ Und schon die ersten Verleger, Johannes Bämle (1476) und Anton Sorg (1480) drucken die Reformschrift gemeinsam mit der Kaiserchronik von Sigmund und dem Landfrieden von 1442, der sogenannten Reformation Friedrichs III. ab. Ähnlich verfährt auch Johann Schönsperger 1484, indem er die Reformatio gemeinsam mit dem Landfrieden herausgibt und somit ebenfalls eine Verbindung zum Reichstag von 1442 herstellt.

Lukas Zeissenmair hält die Reformatio andererseits in seinem Separatdruck von 1497 für eine Vorlage des »*Sigmund. Römischer keyser*« für das Konstanzer Konzil.⁷⁵

Der Straßburger Druck von 1520 läßt keinen Zweifel, daß die

Reformatio, ob auf einem Reichstag oder einem Konzil beschlossen oder nicht, ein Programm ist, welches bis auf den damaligen Tag nicht verwirklicht ist. Er interpretiert diese Schrift also weiterhin als eine Mahnung, die einzulösen eine aktuelle Aufgabe für die Zeitgenossen ist. In ähnlicher Weise fordert auch der Drucker der Ausgabe von 1521 Karl V. auf: »Darumb biß ermant, o aller großmechtigster unüberwintlicher keiser und koenig Carole, wollest beherzigen diße christliche ordenung und reformation, so der edel furst keiser Sigmund (loeblicher gedechtnis) furgenommen bette; wann die geistlichen und weltlichen heupter schwach sein und fallen lassen...«⁷⁶ Wie ambivalent auch die Drucker die Botschaft der Reformatio legitimieren, zeigt sich weiterhin in der Auswahl der Holzschnitte. Kein anderes Thema taucht auf den Holzschnitten, die den Drucken beigegeben werden, so oft auf wie die sogenannte ›Vision Sigmunds‹.⁷⁷ Hiermit wird der Text aber wieder als eine Offenbarung, ein ›Traumgesicht‹, einer höheren Instanz ausgegeben. Er erhält seine Legitimation als ein Wunderzeichen, das Gott einem Menschen, eben dem ›Kaiser‹ Sigmund, zukommen ließ.

Auch die Einordnung in die Weissagungspropaganda, wie sie im Mittelalter üblich war, bleibt in zahlreichen Drucken erhalten. Nicht nur, daß die entsprechenden Passagen aus der Reformatio übernommen werden, zusätzlich fügen Zeissenmair (1497), Thomas Wolf (1521) und der anonyme Drucker (vermutlich 1522) noch eine ›Weissagung auf das Jahr 1401‹ bei.

Ganz gleich, welche Adressaten die Drucker im Auge hatten, welche Vorstellungen sie über die Herkunft des Schriftstücks entwickelten und welche Versuche unternommen wurden, um die Publikation zu legitimieren, faktisch wurde die ›Manung‹ oder ›Mainung‹ der Person des Verfassers durch die typographische Speicherung und Vernetzung zu einem Element einer ›öffentlichen Meinung‹ gemacht.⁷⁸ Diese Transformation ist ein Produkt der Kraft, die die frühneuzeitlichen Gesellschaften den neuen technischen Medien zugeschrieben haben. (Vgl. Kapitel 2) Es vermag Informationen, die zuvor nur die ›persönliche‹ Meinung einer Person oder der Konsens einer kleinen Gruppe von Menschen gewesen sind, auf ein höheres, nämlich gesellschaftliches Niveau zu heben. Die Meinung Sigmunds emergiert auf einer anderen sozialen Ebene, als Element der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung.

An dieses Element – denn natürlich gibt es noch sehr viele andere öffentliche Meinungen – konnten nun politische Argumentationen angeschlossen werden.

Aber selbst wenn die Reformvorschläge der Reformatio nicht explizit aufgegriffen werden, so bleiben sie dennoch ein latentes Druckmittel gegen die kritisierten sozialen Verhältnisse und deren Verursacher. Jederzeit kann von nun an von jedermann darauf verwiesen werden, daß schon vor Jahrzehnten gegenüber bestimmten Mißständen Klage geführt wurde. Ein Teil der Gesellschaft hatte bestimmte Strukturen dieser Gesellschaft selbst als defekt beschrieben. Diese Beschreibung war – nach der mit dem Buchdruck verknüpften Ideologie – für alle Ewigkeit dokumentiert. Schloß man sich dieser Meinung an, so wuchs die Überfälligkeit von Reformen mit jedem Jahr, welches ungenutzt verstrich. Und genau diese Argumentation wird in der Vorrede des Straßburger Druckes von 1520, die früher einmal Sebastian Franck zugeschrieben wurde, geführt: »*Damit aber die selbigen scheyher [Schreier, Schreiber] sehen mögenn / das es nitt ein neüw ding sey / sunder nit vil minder dann vor hundert jaren / oder darob / auch solliche Reformierung vorhanden gewesenn / vnnd doch mitt der weyß / die wir auff dysenn tag brauchenn / verhindert worden, haben wir auß keiner boesenn meynung / sunder alleyn gott zuo lob vnnd eere / diß Reformation / durch den durchleüchtigsten / großmechtigsten herren / Keyser Sigmunden hoch loeblicher gedechtniß fürgenummen / an tag kummenn lassen.*«⁷⁹

Die typographische Erfassung dieser in anderen, kleineren sozialen Systemen ja bestens bekannten Informationen »bringt es« auch für die Gesellschaft »an den Tag« und macht sie damit zu einem gesellschaftlichen »Druck«-Mittel für die Verwirklichung der Reformen. Erst in zweiter Linie ist es wichtig, wer diese Meinung erstmals ausgesprochen hat, ein Kaiser oder ein beliebiger »gemein Mann«. Die Druckmaschine akzeptiert die Informationen im Gegensatz zu den mittelalterlichen Skriptorien ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung des Informanten.

Exkurs:
**Von der Realität der sozialen Normierung
der Kommunikationstechnologie**

Boockmann und mit ihm viele andere moderne Beobachter der kommunikativen Verhältnisse in der frühen Neuzeit anerkennen diese Macht der Technik nicht. Sie sehen nicht, daß die Druckmaschinen genauso wie alle natürlichen Elemente des Gesellschaftssystems, alle Menschen aus Fleisch und Blut, einsozialisiert werden. Man schreibt ihnen dann bestimmte soziale Fähigkeiten und Merkmale zu. Die Leistung der typographischen Informationssysteme wird als »Handeln« aufgefaßt und dieses als »Vergesellschaftung von Informationen« spezifiziert – damals und auch heute (noch): Selbst wenn das Amtsblatt nicht ausgeliefert, kein einziges Exemplar einer Dissertation vertrieben wurde, die Ausschreibung in einer Zeitung von niemandem gelesen wird, gilt die Verordnung, die Dissertation oder die Ausschreibung dennoch mit ihrem »Druck« als veröffentlicht. Die Gesellschaft hat sich mit dieser und anderen Normierungen ihre eigentümliche Struktur geschaffen – und solange sie ihre Identität nicht tiefgreifend ändert, hält sie sich auch an diese Normen.

Für den Sozialwissenschaftler und für jeden, der die Selbstbeschreibung der Menschen als soziale Wesen ernst nimmt, sind diese Normen, die Erwartungen und Ängste, die soziales Handeln orientieren, Fakten.

Es gibt für ihn keine Veranlassung, die »Topoi der Flugschriften«, z.B. denjenigen, daß sie für den »gemein man« geschrieben sind, nicht »wörtlich zu nehmen«. Will man nicht gänzlich am Zeitgeist vorbeisehen und -argumentieren, muß man sie vor allem und zunächst ernst nehmen. Sie sind, selbst dann, wenn man sie als »literarische« Muster klassifiziert, ein Spezialfall sozialer Normen. Natürlich kann man solche normativen Forderungen wie jene nach möglichst weiter Verbreitung von Informationen oder auch nach einer Beteiligung des Volkes an der Lenkung des Staates ideologiekritisch bewerten. Aber man sollte dann zumindest seine eigenen alternativen Normen oder Wertmaßstäbe, die zu der Kritik angeregt haben, klarlegen.⁸⁰

Das typographische Zeitalter ist von Anfang an mit dem Anspruch aufgetreten, daß ein jeder Zugang zu den im neuen Medium gespeicherten Informationen haben soll. Jeder, der über nützliche Kenntnisse verfügt, ist auch verpflichtet, diesen Informationsspeicher zu beschicken und sich aus ihm zu bedienen. (Vgl. Kapitel 5.4) Wer diesen Zugang nicht nutzt, kann dies recht bald nicht mehr als Entschuldigung geltend machen. Jede im Druck vervielfältigte Verordnung stärkt die Erwartung, daß sie auch dann Geltung beanspruchen kann, wenn sie der einzelne nicht gelesen hat. Eben deshalb werden die in den mittelalterlichen Städten alljährlich immer wieder neu mündlich zu leistenden Schwüre auf die verschiedensten Ordnungen schrittweise überflüssig. Der Druck stabilisiert die Information kontrafaktisch – gegen die tatsächliche Akzeptanz bei den angeschlossenen Informationssystemen. Auch im Enttäuschungsfall, wenn an eine gedruckte Schrift, z. B. an die *Dialectica* des Ortolf Fuchesperger, kaum angeschlossen wurde, hält man daran fest, daß dieses Werk »publiziert« worden ist. Man fühlt sich geradezu genötigt, nach Gründen dafür zu suchen, warum die Ideen dieses Werkes so wenig aufgenommen und weiterentwickelt wurden – obwohl man von der Auflagenhöhe und Verbreitung des Werkes nichts weiß.

Die ideologische, man kann auch sagen: normative Aufladung, die das neue Medium erfahren hat, war natürlich in der frühen Neuzeit ein spekulativer Vorgriff, eine soziale Utopie. Schon das 16. Jahrhundert hat diesen Wechsel akzeptiert. Man bringt ihm Vertrauen entgegen, rechnet mit ihm und gibt ihn von Generation zu Generation weiter.

Dieses Vertrauen wird von Fachwissenschaftlern, so hat es zunächst den Anschein, gegenwärtig oft nicht mehr geteilt. Sie fragen nach der Deckung des Schecks und kommen, zumindest in bezug auf die frühe Neuzeit, zu Einschätzungen wie etwa der folgenden: »*Eine politische Öffentlichkeit, die einen deutschsprachigen Text dieses Inhalts [der Reformatio Sigismundi] aufnehmen und verbreiten konnte, läßt sich bis zu dem Zeitpunkt, wo die Verbreitung der gedruckten Bücher auf breiter Front einsetzt, also bis gegen 1470, nicht erkennen und danach, bis zum Beginn der Reformation auch nicht. ... Die ›Volksmassen‹ jedenfalls sind von der Reformatio Sigismundi gewiß nicht erreicht worden. Man darf sich nicht täuschen lassen.*«⁸¹

Belegt wird diese Auffassung mit Zahlen über die Auflagenhöhe und die Preise von deutschsprachigen Schriften – oder zumindest mit Mutmaßungen darüber.⁸² Die bei den einzelnen Autoren erheblich streuenden Zahlen werden dann in Relation gesetzt zu Einkommen, Kaufkraft, Bildungsstand (Sprachenkenntnis) und so fort der damaligen Bewohner des Reiches. Das Ergebnis dieser Korrelation von Statistiken ist die Feststellung, daß nur begüterte und gebildete Kleriker die Schriften »erwerben« konnten, jedenfalls nicht das »gemein volk«. Boockmann ist ehrlich genug, noch sein Erstaunen darüber auszudrücken, für wen denn Bämmler, Sorg und Schönsperger überhaupt ihre deutschen Schriften produziert haben. (Ebd.129)

Im Hintergrund dieser Argumentation scheint die Annahme zu stehen, daß es für die »Öffentlichkeit« der Flugschriften und anderer Presseerzeugnisse erforderlich ist, daß sie eine bestimmte Zahl von Lesern besessen haben. Über die Zahlen oder Prozentzahlen, die die Kritiker davon überzeugen könnten, daß sich »wirklich« eine politische Öffentlichkeit hergestellt hat, schweigen diese sich durchweg aus.

Würden Historiker in zukünftigen Zeiten in ähnlicher Weise die politische Kultur in den Vereinigten Staaten in der Nachkriegszeit untersuchen, so könnten sie zu dem Schluß kommen, daß von demokratischen Wahlen keine Rede sein kann. Die Wahlbeteiligung liegt nicht über 50% und für die Wahl zum Präsidenten reicht davon im äußersten Fall wiederum die Hälfte der Stimmen. Genaue Betrachter würden vermutlich noch die »Willkür« der Festlegung der Wahlberechtigung anmerken, Altersgrenzen, kein Ausländerwahlrecht usw. So gesehen repräsentiert der Präsident dann kaum mehr als 15% der »Einwohner«. Wenn man dann die demokratische Legitimierung eines Präsidenten von der Mehrzahl der Einwohner abhängig macht, dann muß man diese vermutlich allen amerikanischen Präsidenten absprechen. Ein solches Vorgehen, wie in dem hier eher konstruierten als recherchierten Beispiel, wird wenig Anhänger finden. Der tiefere Grund für das aufkommende Unbehagen mag darin liegen, daß hier versucht wird, einen Typus von Fakten, nämlich Erwartungen und Normen, mit einem ganz anderen Typus von Fakten, nämlich solchen über Verhalten, totzuschlagen. Was als demokratische Wahl gilt, nach welchen

Normen sie abgehalten wird, wer zum Urnengang berechtigt ist usw., alles dies sind Fakten, die die Gesellschaft für sich selbst festlegt und die man als Beobachter beschreiben kann. Sie sind nicht weniger real als das »faktische« Verhalten.

Es soll nicht der Eindruck erweckt werden, als ob es sinnlos sei, die verschiedenen Analyseperspektiven miteinander zu verknüpfen. Dies tun die Gesellschaften selbst beständig, etwa, indem sie Verfassungsanspruch und -Wirklichkeit aneinander messen. Historisch arbeitende Sozialwissenschaftler sind zu solchen Vergleichen geradezu aufgefordert. Aber dazu müssen sie zunächst die Tatsache akzeptieren, daß soziale Fakten auf verschiedenen Niveaus emergieren. Dann erst stellt sich die Frage, wann, wie und in welchem Umfang soziale Normen, die eben alle in einem gewissen Sinne »Utopien« sind, eingelöst werden.

Was nun die Zugangsmöglichkeiten zu den typographisch gespeicherten Informationen anlangt, so wird man große Unterschiede im Laufe der Zeit und in den einzelnen Ländern feststellen. Sicherlich hatten, prozentual an der Gesamtbevölkerung gemessen, im 19. Jahrhundert mehr Menschen Zugang zu den gedruckten Texten als dies in der 2. Hälfte des 15. und im 16. Jahrhundert der Fall war. Insoweit zeigt sich, daß die Utopie von der Öffentlichkeit der Bücher im Fortgang der Zeit schrittweise weiter eingelöst wurde. Man könnte sagen, daß diese Utopie, die schon in der Frühzeit des Buchdrucks Erleben und Handeln bestimmt hat, eine »realistische« Utopie gewesen ist.

Aber selbst was die Mutmaßungen über die Fakten auf der Verhaltensebene – also der Versuch, Zahlen über die »Rezeption« der frühen Drucke zu gewinnen – angeht, kann man Boockmann und vielen anderen widersprechen. Ich tue dies zunächst aus einer theoretischen Überlegung heraus. Auch Normen können sich nicht unbegrenzt halten, geschweige denn durchsetzen, wenn sie sich beständig diskreditieren. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie sich spontan herausbilden und keine Institution hinter ihnen steht, die über Sanktionsgewalt verfügt.⁸³ Die verschiedenen mit dem Buchdruck verbundenen Ideologien wurden von keiner etablierten Macht dekretiert, ihre Durchsetzung nicht mit Zwangsmaßnahmen unterstützt. Ab dem Ende des 15. Jahrhunderts ließen sich eher, wie später in dem Abschnitt über Bücherzensur und

Datenschutz noch auszuführen sein wird, Belege dafür finden, daß dieser Ideologie in bestimmten Bereichen und Gebieten entgegenge-
arbeitet wurde.

Nimmt man alles zusammen, so muß der Enttäuschungsfall, das Scheitern der Normen an einer anderen Realität, insgesamt in der frühen Neuzeit seltener erfahren worden sein, als dies manche moderne Beobachter meinen. Wenn der »gemein man« durch die typographischen Informationen nicht erreicht wurde, welchen Sinn hätte dann der Topos in den vielen Schriften haben sollen? Hier dreht es sich ja nicht um die Intentionen einzelner Autoren, sondern um eine Erwartung, die die Gesellschaft akzeptiert hat und die diese Zeit, Geld und Arbeit gekostet hat.

Aber natürlich ist dieser Einwand nur eine Deduktion aus Theorien und es wird an anderen Stellen der Arbeit zu zeigen sein, ob und wie er sich empirisch fundieren läßt.

Im Hinblick auf diese Fragerichtung sollte man vielleicht vorab noch ein Mißverständnis richtigstellen. Wie schon mehrfach betont, gehört es zur Ideologie des Buchdrucks, daß die typographischen Informationssysteme allen anderen vorgezogen werden. Diese Prämierung führt – auf der Ebene der Erwartungen – zur Abwertung der oralen und skriptographischen Informationssysteme. Analysiert man den sichtbaren Informationsfluß, so stellt man sofort fest, wie stark die verschiedenen Informationssysteme miteinander verknüpft und aufeinander angewiesen sind. Aber diese Verknüpfung wird heute nicht mehr erlebt. Die Leistungen der Informationsverteilung werden einseitig dem Druck zugeschrieben, nicht den ebenfalls mitbeteiligten anderen Informationssystemen. Will man nun der Realität der »Struktur der politischen Öffentlichkeit« (Boockmann) nachforschen, so sollte man diese ideologische Verzerrung nicht mitmachen. Das tun aber diejenigen, die orale und skriptographische Publikationsformen denjenigen des Drucks starr gegenüberstellen. Insofern überzeugt nur ein Teil der Schlußthese von Boockmann: *»Das ›Volk«, Teile jedenfalls der städtischen Bevölkerung, hat im 15. Jahrhundert vom kommenden Friedenskaiser nicht aus Schriften wie der Reformatio Sigismundi Kenntnis erhalten, sondern auf anderem Wege: mündlich oder z. B. durch einen Anschlag, wie er vom Regensburger Reichstag des Jahres 1471 zufällig überliefert ist.«*⁸⁴ Das Plakat, das mit dem Satz endet: *»Ir herren, tue eur*

ieder dasz dem anderen zu kundt, ist ein gutes Beispiel für die Kooperation verschiedener Vermittlungsformen. Aber wieso sollte diese Kooperation vor Drucken wie der Reformatio Sigismundi Halt gemacht haben? Weder hat sie das faktisch, noch gibt es bei diesem Informationstyp Hinweise dafür, daß die Zeitgenossen einschränkende Normen ausgesprochen hätten. Im Gegenteil! Immer wieder wird in volkssprachlichen Drucken, insonderheit natürlich in den Flugschriften der Bauernkriegszeit, zum Vorlesen und zu anschließender weiterer Tradierung der Informationen in oralen Kommunikationsnetzen aufgefordert. Die Einschaltung von Transformatoren, die gedruckte oder auch handgeschriebene Informationen »vorlesen«, gehörte zur Norm.⁸⁵ »Laesen« oder »hoeren laesen« waren gleichermaßen normale Anschlußformen an den Text.⁸⁶

Weil die typographischen Medien nunmehr an vielen Orten zugänglich waren, deshalb konnten so leicht Abschriften, auch plakative Auszüge, angefertigt und mündliche Stafetten in Gang gesetzt werden. Das Heruntertransformieren der typographischen Informationen in die Gespräche in Stadt und Land wurde selbstverständlich damit beschleunigt, daß man in »deutscher« Sprache druckte.⁸⁷ Es kommen mehr Personen als kommunikative Schnittstelle zwischen den zwei Systemen in Frage und die Transformation reduziert sich tatsächlich auf das bloße »Verlautbaren«. Die Geschwindigkeit der Informationsverteilung hat sich mit der Benutzung der typographischen Medien nicht nur virtuell, sondern faktisch erhöht. »Ich glaube«, faßt der nun nicht gerade wegen seiner Leistungen auf ideologischem Gebiet bewunderte Johannes Kepler 1606 seine ausführliche Betrachtung der Folgen des Buchdrucks zusammen, »jetzt erst lebt, ja rast die Welt«.⁸⁸

Es lohnt zum Abschluß dieses Exkurses vielleicht, darauf hinzuweisen, daß auch in der Gegenwart diese Verknüpfung der Informationssysteme Realität ist. Wenn Boockmann zusammenfaßt, »daß Reformvorschläge im 15. Jahrhundert von sehr viel weniger Menschen gelesen wurden, als unser modernes Interesse an solchen Texten vermuten läßt« (op. cit. 133), dann könnte ein Ausflug in die Niederungen heutigen Leserverhaltens leicht Ernüchterung bringen. Wenn die Öffentlichkeit von Regierungserklärungen oder von Parteiprogrammen von der Anzahl derer abhängig gemacht wird, die diese

Texte selbst gelesen haben, dann wäre diese Öffentlichkeit vielleicht doch nicht so viel kleiner als jene der Reformatio Sigismundi.

Vom Geheimbund zur politischen Partei: Eine weitere Rolle der Sibyllenweissagung

Es könnte sein, daß wir, wenn wir den vollständigen von Gutenberg gedruckten Text der Sibyllenweissagung vor uns hätten, doch noch auf einige Unterschiede zu den eben behandelten Reformschriften aufmerksam würden. Eine Mutmaßung soll zum Abschluß der Beschäftigung mit dieser wohl rätselhaftesten Veröffentlichung Gutenbergs noch nachgetragen werden.

Bislang wurde der Druck der Reformschriften wesentlich als eine Technisierung einer spezifischen Form einer »öffentlichen Bekanntmachung« interpretiert. Die Technisierung bringt, weil sie, wie wir gesehen haben, mit sozialen Erwartungen aufgeladen wird, auch andere Konzepte von »Veröffentlichungen«, »Autoren« und »Öffentlichkeit« mit sich. Man kann die Sibyllenweissagung aber auch als einen Katalysator sozialer Gruppenbildung betrachten. Diese Möglichkeit steht selbstverständlich auch bei der Analyse der Reformschriften offen. Wenn man die Gruppen vergleicht, die sich um die klassischen Reformschriften (»Avisament«) einerseits und die Weissagung andererseits scharen, so treten jedoch Differenzen hervor. Die Sibyllenweissagung scheint ihre Anhänger eher untergründig im unorganisierten Bereich des Alltags zu rekrutieren. Durch ihre Transformation in den typographischen Kommunikationskreislauf verliert sie viel von ihrer Kraft, geheime Bündnisse zu stiften. Die Schriften des Kusaners und des Luxemburgers zielten ganz offen darauf ab, Parteigänger für die Abstimmung auf dem Konzil zu gewinnen. Diese Funktion wird nur unwesentlich von der Frage tangiert, ob die Tischvorlage handschriftlich oder gedruckt vorliegt.

Gutenberg – oder einer seiner Gesellen – hat mit dem uns fragmentarisch überlieferten Werk eine Legende aufgegriffen, die in den Köpfen vieler Menschen, adliger wie gemeiner, gespeichert war. Die durch das Schema der Prophezeiung gebündelten Informatio-

nen wurden sehr lange von Mund zu Mund weitergegeben – aber eben nicht nur in diesem Medium. Frühzeitig waren handschriftliche Fassungen des Stoffes entstanden und eine derselben dürfte als Vorlage für den Druck gedient haben. Schon hier stellt sich die Frage, warum man überhaupt von dem oralen in das skriptographische Medium wechselte? Wieso bediente sich der schon erwähnte Konrad Schmidt um die Mitte des 15. Jahrhunderts handschriftlicher Prophezeiungen. Die Frage, die man exemplarisch an der Person des Konrad Schmidt abhandeln kann, lautet, warum nahm man schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine handschriftliche Transformation der Informationen vor? Die Antwort auf diese Frage dürfte auch Hinweise auf die Einsatzbereiche der Drucktechnologie jenseits jenem der »öffentlichen Bekanntmachung« geben.

Im Grunde handelt es sich hier um die gleiche Frage wie jene nach den Gründen für die Aufzeichnung der Lebensgeschichte Jesu, für die Entstehung des Neuen Testaments und vielen anderen »Religionsstiftungen«. Es geht um das Phänomen der Verstärkung von Kommunikationsgemeinschaften zu Glaubensgemeinschaften. Handschriftliche Texte wirken als Katalysatoren zur Schaffung von neuen, ideologischen Selbstbeschreibungen. Solange die Informationen nicht schriftlich gebündelt wurden, waren diejenigen, die davon Kenntnis hatten, bloße Mitglieder in der oralen Tradierungskette. Sobald sie sich um das Buch scharen, sind sie Auserwählte. Das neue Informationssystem wird ideologisch aufgeladen und zur sozialen Identitätsstiftung benutzt: alle, die von den Geheimnissen des Buches wissen, die die Informationen, die aus ihm zu ziehen sind, als handlungsleitend für sich anerkennen, gehören zu dem Bund. Um die Briefe des Paulus sammeln sich die Glaubensgemeinschaften in Rom, Korinth und an anderen Orten. Das ist die bemerkenswerte Gemeinsamkeit der vielen sogenannten *Sekten* im Mittelalter, der Katharer, Waldenser, der Anhänger des Wiclif, der Hussiten und vieler anderer, alle sammeln sich um bestimmte Schriften. Die Funktion dieser Schriften war das genaue Gegenteil derjenigen einer öffentlichen Bekanntmachung: sie dienten gerade dazu, Teile aus dieser Öffentlichkeit herauszubringen, Geheimbünde zu konstituieren. Wurden die geheimen Schriften etwa von einer öffentlichen Instanz, z.B. dem Papst,

anerkannt, so wandelte sich der Geheimbund zu einem Orden und damit zu einem ordentlichen Teil des kirchlichen Gefüges.

Wie ethnologische Befunde aus Afrika, der Karibik, Südamerika, Südostasien und von anderen Orten zeigen, kommt es bei dieser Form des Schriftgebrauchs erst in zweiter Linie darauf an, ob die Mitglieder der neu entstandenen sozialen Gemeinschaft die »Schriften« tatsächlich lesen oder auch nur lesen könnten: dem neuen Informationssystem werden die synthetisierenden und inspirierenden Kräfte durch »Glauben« zugeschrieben – nicht aufgrund von Lesen.⁸⁹ Es verwundert deshalb auch nicht, daß das »heilige« Buch oft überhaupt nur von wenigen gesehen wurde. Eine ausgewählte Person besitzt es. Ihr ist es meist von irgendeiner Instanz, die außerhalb der üblichen oralen Tradierungskette steht, übergeben worden. Entweder erhielt sie das Buch schon in schriftlicher Form, wie etwa Moses die Gesetzestafeln, oder aber eine Stimme diktiert ihr im Traum, wie das Buch zu schreiben ist.⁹⁰

Aus diesen Gründen ist auch die Frage nach der Alphabetisierung der Mitglieder dieser Geheimbünde von ganz untergeordneter Bedeutung. Selbst wenn sie – und manchmal auch die Glaubensstifter – ihre Schriften nicht im modernen Sinne lesen konnten, so hatten sie dennoch ihre katalysatorische Funktion.

Auch die Thüringischen Geisler hatten, wenn wir den alten Zeugnissen glauben können, einen solchen gemeinschaftsstiftenden Text, die Sibyllenweissagung. Und sie hatten einen Propheten, eben jenen Konrad Schmidt, der diesen Text – auf wessen Geheiß auch immer – in eine Schriftform gebracht hatte.

Sieht man den Druck des Fragments vom Weltgericht vor diesem Hintergrund, so erscheint er als ein Versuch, einen Bund zu gründen, oder zumindest an einen schon gegründeten Bund anzuknüpfen. Im Unterschied zu den mittelalterlichen skriptographischen Informationssystemen konnte es sich hierbei aber nicht um einen Geheimbund handeln. Die neue Verbündung ging nach Art einer politischen Partei vor aller Augen, in der Öffentlichkeit, vor sich.

Im Gegensatz zu den Schriften in den Händen der mittelalterlichen Ketzerbewegungen verliert der gedruckte Text sofort vieles an »magischer« Kraft. Er kann nicht mehr als Reliquie fungieren,

daran hindert ihn seine standardisierte, rekurrente Existenz. Die weißen Missionare der vorwiegend oralen Eingeborenenkulturen hatten kaum Schwierigkeiten, die Bibel als ein heiliges, religionsstiftendes »Buch« darzustellen. Erstaunen rief vielmehr die Tatsache hervor, daß es viele gleiche Exemplare desselben Buches gab.⁹¹ So ein Buch konnte man nicht mehr anbeten wie die Ordnung des heiligen Franziskus oder das Bild der Mutter Gottes, welches angeblich der Evangelist Lukas selbst malte und das die Türken gerade nach ihrem Einfall in Konstantinopel zum Entsetzen der ganzen Christenheit in Stücke gehauen hatten. Wer eine solche Reliquie mit sich herumtrug, der bekannte sich zu der dahinterstehenden Geschichte. Dieser engere Zusammenhang ging mit dem Buchdruck verloren, selbst wenn übereifrige Zensoren dies bis in die Gegenwart hinein rückgängig machen wollen: nicht jeder, der ein beliebiges Exemplar eines Buches bei sich hat, braucht dessen Inhalt zu kennen, geschweige denn diesen zu billigen. Der Besitz der gedruckten Werke wird, je weiter das neue Medium sich verbreitet hatte, um so weniger zum Katalysator für ideologische Bündnisse. Man mußte lernen, genauer zu unterscheiden zwischen der Kenntnis oder dem Besitz von Informationen einerseits und deren Anwendung im Handeln andererseits. Eine praktikable Lösung dieses Problems war die Umstellung von reiner Gesinnungsverurteilung zu einer solchen aufgrund von Handlungen. (Vgl. Abschnitt 5.5) Aber davon war man in der Praxis des 15. Jahrhunderts noch weit entfernt.

Die besondere Rolle der Sibyllenweissagung liegt aus kommunikationstheoretischer Sicht darin, daß hier die Grundlagen für eine politische Pressepolitik im neuzeitlichen Sinne gelegt wurden. Sie enthält, wenn auch noch ganz in der traditionellen legendenhaften Form, ein politisches Programm. Diejenigen, die diesem Programm zustimmen, es weiter tradieren und vertreten, werden zu Anhängern einer Partei, die von allem Anfang an für jedermann zugänglich ist: kein Geheimbund mehr, sondern eine öffentliche Angelegenheit.

**Die Technisierung
der privaten Informationsverarbeitung:
Kalender und lateinische
Handbücher**

Bislang haben wir uns nur mit dem Einsatz der typographischen Datenverarbeitung in Institutionen und für die öffentliche, gesellschaftliche Kommunikation beschäftigt. Dies entspricht grosso modo dem Gang der historischen Entwicklung in den Mainzer Druckereien. Wie aber mehrfach angesprochen, werden künstliche Informationssysteme auch schon früh für private Zwecke eingesetzt. Schrift entlastet individuelle psychische Informationssysteme. Personen konnten sich Listen oder Rezepte für den Hausgebrauch anfertigen – nicht nur zur Erfüllung ihrer Rolle, z. B. als Lagerverwalter in Institutionen. Diesen »privaten« Einsatzbereich erobert sich die typographische Technologie von 1456 an. Sie weitet damit ihre Einflußsphäre gewaltig aus und substituiert wesentliche Leistungsbereiche der skriptographischen Techniken.

1456 oder 1457 erschien der sogenannte »Aderlaß« oder »Laxier-Kalender«. Es handelt sich dabei um einen, nur noch fragmentarisch erhaltenen, Einblattdruck. Er vermittelt Informationen über jene Tage, die im Jahr 1457 unter astrologischen Gesichtspunkten für das Einnehmen von Medikamenten und für den Aderlaß günstig waren.

Wie für die Innovationsphase nicht anders zu erwarten, ist nicht klar zu entscheiden, in welcher Funktion das neue Medium eingesetzt wird. Einerseits waren Aderlaßkalender mit Gewißheit eine Art eines Expertensystems, dienten der Unterstützung von Professionals und gehörten insofern in den Bereich der Bürokommunikation. Andererseits handelt es sich bei den Laxiermitteln aber auch um einfache »Hausmittel«, die sicherlich auch in Selbstmedikation eingenommen wurden. Eine ähnliche Zwittergestalt besitzt auch der sogenannte »Cisianus«, ein Einblattdruck, der wohl 1457 hergestellt wurde.⁹² In Listenform werden auf der linken Seite des Drucks die Monatsnamen aufgeführt. Rechts davon findet man auf jeweils drei zugeordneten Zeilen in Form von Merksprüchen

Daten des kirchlichen Kalenders aufgeführt. Wer lesen konnte, mochte diesem Blatt so beispielsweise die Information entnehmen, daß »Ostern« in den April fällt. Vielleicht hat ein Schulmeister ein solches Blatt nutzen können, um seinen Schülern eine grobe Vorstellung vom Kalenderjahr zu geben? Möglich ist aber natürlich auch, daß ein »Hausvater« ein solches Blatt auf dem Weihnachtsmarkt erstand und als Geschenk für die Familie mit nach Hause brachte. Es mag an einen Stubenbalken geheftet den verschiedensten Zwecken gedient haben. Jedenfalls konnten typographisch gespeicherte Informationen nunmehr in der Wohnstube abgerufen werden.

Auch über den »astrologischen Kalender« auf das Jahr 1448 können die Meinungen auseinandergehen. Kapr meint: »Mit dem Kalender sollten Laienastrologen die Positionsangaben der Gestirne zur Verfügung gestellt werden, durch deren Hilfe die Veränderung der Planetenstellung für etwa 20-30 Jahre nach 1448 errechnet werden konnte.«⁹³ Zugestehen wird man, daß sich das Blatt nicht an Astronomen/Astrologen oder Mathematiker wendet, die an den Universitäten ausgebildet wurden. Reine »Laien«-Beschäftigung waren aber solche Berechnungen gewiß nicht. Der Kalender wird sich demnach wohl an die wachsende Schicht von Personen gewandt haben, die sich ohne akademische Bildung der Gesundheitsfürsorge widmeten, die Bader, Scherer, Kräuterweiber und »Krämer«. An ihrem Arbeitsplatz mag das Plakat (67 x 72 cm!) aufgehängt worden sein.

Eine deutliche Differenzierung zwischen denjenigen Informationssystemen, die für Institutionen und deren Agenten entwickelt werden und denjenigen Systemen, die für den selbständigen Gebrauch der Laien zuhause gedacht sind, muß sich erst mühselig durchsetzen. Generell kann man feststellen, daß die Ausdifferenzierung des Privaten durch den Fernsatz der neuen Medien enorm gefördert wurde: man ist nunmehr nicht mehr unbedingt auf soziale Interaktion angewiesen, um sich Informationen zu beschaffen. Der auskunftgebende Experte wird z. T. durch das Buch ersetzt. Der »astronomische Kalender« erscheint als ein Interaktionspartner, an den man Fragen stellen kann.

Diese Leistung wird dann einige Jahre später bei der Buchwerbung auch ganz bewußt in den Vordergrund gestellt. Erhard

Ratdolt und Bernhard Maler stellen ihrem auf Johannes Regiomontanus (Hans Königspurger) zurückgehenden »Calendarium deutsch« (Venedig 1478) ein mit Bordüren hübsch verziertes Gedicht voran, in dem es heißt:

»Das buechlin behende / du billich lernen solt
und es achte(n) fuer edel gestain / silber / und golt
Kalendarius gebaissen zu latein
leret dich der synne(n) boech [Sonnenstand] und
mo[n]des schein«

Fortan ist es nicht nur der Magister, der »leret«, sondern auch das technische Medium Buch. Es ermöglicht es darüberhinaus, »zu erkennen gute zeit zu aderlaß«. Mehr noch, es »verkündet auch tages- und nachtes leng durchs iar« und noch viele andere Informationen.⁹⁴

Das neue Informationsmedium, das »lehrt« und »Erkenntnis« »verkündet«, wurde eigentlich von Anfang an von den Buchdruckern in zwei Varianten auf den Markt gebracht: einmal in der eben behandelten Form volkssprachlicher Rezepte, Kalender und Listen und zum anderen als lateinisch geschriebenes Fachbuch. Modern gesprochen unterschied man zwischen einem HomeComputer für den »gemein man« und Laien einerseits und dem Personal-Computer zur Unterstützung für die professionelle Tätigkeit von Experten. Zu dieser letzteren Kategorie gehören vor allem die theologischen und juristischen Kommentare und andere Hilfswerke: das »Catholicon« des Johannes Balbus (1460, Nr. 30), die »Constitutiones« des Papstes Clemens V. (1460, Nr. 32), der »Liber sextus Decretalium« des Bonifatius VIII. (1465, Nr. 71), der »Dialogus rationis« des Matthias de Crakovia (1460, Nr. 35) und die vielen Schriften der Kirchenväter (Augustinus: »De vita christiana« (Nr. 37) und »De arte predicandi« (Nr. 81 u. 82), Thomas von Aquin »Summa theologia« (Nr. 66, vgl. a. 28), Johannes Chrysostomos, »Homiliae super Matthaenum« (Nr. 92) und »Sermo super psalmum« (Nr. 93) sowie die »Sermones de patientia in Job« (Nr. 114). (Die Nummern beziehen sich auf die Angaben in der Abb. 24b) Einzelne Druckereien spezialisierten sich auf die Produktion von personalen Informationssystemen für die Experten – so z. B. Ulrich Zell in Köln – andere, wie etwa Albrecht Pfister in Bamberg, schufen einfach zu hand-

habende »Werke« für den Hausgebrauch der Laien. Die Ausdifferenzierung der beiden Formen setzt erst in den sechziger Jahren ein. Zunächst scheint der Markt für die Expertensysteme (lateinische Fachbücher) attraktiver gewesen zu sein. Auch in den siebziger Jahren expandiert er sehr stark, während der Anteil der einfachen (gemeinen) Ratgeber vergleichsweise gering bleibt. Dies mag seine Ursache nicht zuletzt in dem noch sehr unscharfen Profil des letzteren Kundenkreises gehabt haben. Es gab keinerlei sichere Erfahrungen darüber, für welche Typen von Informationen sich eine Technisierung lohnte. Die Probleme, zu denen die Bücher Lösungsprogramme formulierten, mußten erst langsam in einem diskursiven Prozeß zwischen den Druckern und dem Publikum ermittelt werden. (Vgl. Abschnitt 6.9) Die Standardprobleme, vor denen die Theologen und Juristen andererseits standen, waren bekannt und auch die Lösungsprogramme lagen in skriptographischer Form schon weitgehend vor.

Das Laienpublikum stellte sich in dem harten Konkurrenzkampf der Drucker aber recht bald als ein Kundenreservoir heraus, auf das man nicht verzichten konnte. (Vgl. Abschnitt 6.1) Begrenzt wurde dieser Absatzmarkt nur durch die Sprachen des »gemein mans«, die verschiedenen Volkssprachen. Ansonsten erwiesen sich die Einsatzmöglichkeiten der neuen Medien in diesem Bereich in den nachfolgenden Jahrzehnten als überraschend vielfältig. Die Informationsbedürfnisse des Laienpublikums scheinen zumal in den ersten Dekaden des 16. Jahrhunderts jene der Institutionen und deren Agenten weit hinter sich gelassen zu haben. Sie bilden den Ausgangspunkt für zahlreiche informationstechnische Experimente.

Wie verändert die typographische Technologie die private Informationsverarbeitung? Sie erleichtert die Praxis in Haus und Beruf, indem sie vor allem die Informationsbeschaffung vereinfacht und rationalisiert. Orientierungsrelevante Daten liegen in den Kalendern und Rezepten abrufbereit vor. Auf der anderen Seite findet zugleich damit eine Standardisierung der privaten und institutionellen Routinetätigkeiten statt. Die in dem Buch gespeicherten Informationen sind in völlig identischer Weise nunmehr in vielen Haushalten und Werkstätten vorhanden. Richtet man sich nach

ihnen, so findet auch ein Vereinheitlichungsprozeß der Praxis statt. Diesen kann man auch als eine Vergesellschaftung von zuvor privaten, teilweise geheimegehaltenen, Handlungen verstehen. Der Alltag des einzelnen Menschen wird langsam und für die Betroffenen kaum merklich durch Programme mitbestimmt, die typographisch objektiviert vorliegen. Zwar wurde auch das alltägliche Leben der mittelalterlichen Menschen durch technisierte Informationen geregelt, aber nur die wenigsten von ihnen konnten diese Programme selbst »sehen« und sie sich unmittelbar aneignen: Die handgeschriebenen Bibelauszüge und Kirchenkalender prägten den privaten Alltag – aber sie konnten ihre Wirkung nur vermittels der Prediger als zusätzlichen Transformatoren entfalten. Das typographische Medium eröffnet einen direkten Zugriff auch auf die verschiedensten Bereiche des alltäglichen Lebens. Bis diese Möglichkeit umfassend ausgeschöpft wird, dauert es freilich noch eine lange Zeit.

Die Technisierung der Unterhaltungskunst

Bildprogramme: Die Experimentalkunst A. Pfisters

Unter den Pionieren der Frühdruckzeit nimmt Albrecht Pfister in Bamberg eine Sonderstellung ein. Vielleicht noch in den fünfziger Jahren erschien sein ›*Ackermann aus Böhmen*‹, ein ›*Büchlein*‹, in dem ›*beschrieben ist ein Krieg, wann einer dem sein liebes Weib gestorben ist, schildert den Tod*‹. Am 14. Februar 1461 erscheint Ulrich Boners ›*Edelstein*‹, im folgenden Jahr die ›*Vier Historien*‹ (von Josef, Daniel, Judith und Hester) sowie eine deutsche und eine lateinische Ausgabe der ›*Biblia pauperum*‹. Das Verlagsprogramm wird 1463 noch durch eine deutsche Übersetzung der Fabelsammlung des Jacobus de Theramo ergänzt. Bis auf dieses letzte – vielleicht das ›*belehrendste*‹ – Werk sind alle Drucke Pfisters reichhaltig mit Holzschnitten ausgestattet. Sowohl vom ›*Edelstein*‹ als auch vom ›*Ackermann*‹ und der ›*Biblia pauperum*‹ sind mehrere Bamberger Ausgaben bekannt.⁹⁵

Mit den Experimenten Pfisters beginnt die Typographie Einzug zu halten in den Bereich der heiteren und ernsten Unterhaltung. Er experimentiert mit der Technisierung der bislang weitgehend an bestimmte Aufführungssituationen gebundenen Unterhaltungskunst durch die neuen text- und bildverarbeitenden Medien. Sein Ziel scheint es zu sein, diese Kunst auch den Laien in ihren Häusern und an anderen, ursprünglich dafür nicht vorgesehenen, Orten zugänglich zu machen. Diese sollen sich selbst durch persönliches – lautes oder leises – Vorlesen und durch eigenes Betrachten der Bilder ergötzen.

Ähnliche Programme wird später Mentelin in Straßburg mit dem Druck des ›*Parzival*‹ von Wolfram von Eschenbach (1477) und des ›*Jüngerer Titurek*‹ in Gang bringen. Ulrich Zell versucht sich mit dem Druck der Geschichte von ›*Griseldis*‹ 1469 (?) auf diesem Gebiet. Ende der siebziger Jahre erscheinen diese und andere mehr oder weniger vergnügliche Historien bei Bämle in Augsburg, bei Zainer in Ulm und an anderen Orten. (Vgl. Abb. 31) Man

wünscht sich, daß der Leser »etliche ergeczlikeit dar vß ze empfachen / die och nuczlich ist«. ⁹⁶ Auch die nicht zweckgerichtete Tätigkeit, die heute so genannte »Freizeitbeschäftigung« soll über das neue Medium gesteuert werden. 1473 bemerkt Steinhöwel, er habe *De claris mulieribus* von Boccaccio übersetzt, um »myne zyt nit gar müßige ze vertryben«. ⁹⁷ Aber natürlich soll die Lektüre auch bei der Fürstin und Erzherzogin von Österreich, Eleonore, der er sein Buch widmet, sinnstiftend wirken und die Langeweile vertreiben.

Ähnlich wie sich heute die neuen elektronischen Medien im Wohnzimmer zunächst über die Video-Spiele, also entschieden visuell aufgebaute Programme, durchsetzen, so versuchte auch Pfister die ikonisch kodierten Informationen in den Vordergrund zu rücken. 203 Abbildungen sind es in der ersten Auflage des Edelsteins, 136 in der *Biblia pauperum* – wiederholte Verwendungen ein und desselben Bildes eingeschlossen.

Gewiß motivierte Pfister zu seinen Experimenten die seit dem Chrysostomoschüler Nilos (gestorben 430) bezeugte kirchliche Lehrmeinung, daß »die des Schreibens Unkundigen, die auch die heilige Schrift nicht lesen können, durch die Betrachtung des Bildes an die Rechtschaffenheit der echten Diener des wahren Gottes erinnert und zur Nachahmung der herrlichen und großartigen Tugendwerke angespornt werden« sollen. ⁹⁸ Seit dem Pontifikat von Gregor dem Großen konnte sich der Klerus zur Rechtfertigung von Bildpropaganda auch auf eine päpstliche Autorität stützen. Dieser hätte gebilligt, daß »Gemälde in der Kirche angebracht werden, damit diejenigen, die die Schrift nicht lesen können, an den Kirchenwänden betrachten können, was sie in den Büchern nicht zu lesen vermögen«. ⁹⁹ Wohlgemerkt: »an den Kirchenwänden! Bilder waren als ein kirchen-öffentliches – und damit für die Kirche leicht kontrollierbares – Medium der Belehrung legitimiert. Andere »öffentliche« Formen von Bildpropaganda sowie »privater« Konsum von Bildern war damit noch keineswegs erlaubt. Aber auch dieser trat später im Mittelalter auf. Leider sind uns aufgrund der »Gebrauchtsituation« nur wenige der gemalten und teilweise handschriftlich erläuterten sogenannten »Bilderbogen« aus dem 13. oder 14. Jahrhundert überliefert. ¹⁰⁰ Seuse teilt in seinen Schriften mit, daß er sich Bilder vor das Fenster hängte, um auf diese Weise ein Stück »Kathedralex in seine Stube zu holen«. ¹⁰¹ Ähnliche Funktionen besaßen die vielfältigen Andachts-

Abb. 31: Die Verbreitung der »vergnüglichen« Literatur in der Frühzeit des Buchdrucks

Titel	Jahr des Erstdrucks	Zahl der Auflagen						
		1471- 1550	1471- 1480	1481- 1500	1501- 1520	1521- 1530	1531- 1550	1551- 1600
Johann v. Saaz: Ackermann	(um 1460)	16	5*	5	3	-	1	-
Heinrich Steinhöwel: Giseldis	1471	22	10	4	2	1	5	3
Heinrich Steinhöwel: Apollonius	1471	10	3	3	2	1	1	3
Joh. Hartlieb: Alexander	1473?	16	5?	5	5	-	1	1
7 weise Meister	1473	33	4	10	5	-	14	15
Thüring v. Ringoltingen: Nclusine	1474	25	10	6	3	-	6	9
Trojas Zerstörung	1474	15	4	5	4	1	1	2
Niclas v. Wyle: Cuscard und Sigismunda	(1476/77)	16	7	6	2	-	1	2
Fierzog Ernst	(um 1477)	11	3	3	3	1	1	4
Niclas v. Wyle: Euryolus und Lucrentia	(um 1477)	10	4	2	1	-	3	2
Heinrich Steinhöwel: Aesop	(um 1477/78)	26	3	13	3	1	6	11
Laurin	(1479)	7	1	2	3	-	1	4
Philipp Frankfurter: Farrer v. Kalenberg	(um 1480)	8	1	3	1	1	2	5
(oh. v. Würzburg): Wilhelm v. Österreich	1481	3		2	-	-	1	-
Anton v. Pforr: Buch der Beispiele	(um 1481)	18		7	2	3	6	6
Salomon und Markolf	(1482)	15		8	5	-	1	6
Heinrich Steinhöwel (?) Gottfr. v. Bouillon	1482	6		1	4	-	1	1
Eleonore v. Österreich (?) Pontus und Sidonia	1483	7		4	1	-	2	6
Egenolf v. Staufenberg: Peter v. Staufenberg	(um 1483)	5		4	-	-	1	6
(Eilhart v. Oberg): Tristrant und Isalde	1484	5		2	1	-	2	9
Sigenot	(vor 1487)	9		6	2	1	-	9
Bruder Claus	(um 1487)	6		3	-	2	1	1
Dracole Waida	1488	14		9	3	1	1	2
Bruder Rausch	(um 1488)	10		2	7	-	1	4
Synchyn van der Krone	(um 1489/90)	2		2	-	-	-	-

Titel	Jahr des Erstdrucks	Zahl der Auflagen						
		1471- 1550	1471- 1480	1481- 1500	1501- 1520	1521- 1530	1531- 1550	1551- 1600
Vier Kautleute	(1490)	7		6	1	-	-	-
Eckenlied	1491	4		2	2	-	-	7
Marquard v. Stein: Ritter vom Turm	1493	6		3	2	-	1	4
(Wirnt v. Gravenberg): Wigalois	1493	2		1	1	-	-	7
Haimonskinder	1493	2		1	-	-	1	-
Neithart Fuchs	(um 1495)	2		1	-	-	1	1
Reinke de Vos	1498	10		1	2	-	7	15
Florio und Biancelfora	1499	4		2	-	1	1	4
Elisabeth v. Nassau-Saarbrücken: Hug Schapler	1500	3		1	1	-	1	2
Lanzelot	(um 1500)	3		1	2	-	-	-
Fortunatus	1509	11			2	1	8	14
Hermann Bote: Eulenspiegel	(1510-11)	18			4	-	14	12
Orendel	1512	2			2	-	-	-
Friedrich Barbarossa	(um 1512)	3			3	-	-	-
Elisabeth v. Nassau-Saarbrücken: Loher und Maller	1513	2			2	-	-	2
Elisabeth v. Nassau-Saarbrücken: Herpin	1514	1			1	-	-	4
Peter Wernher: Phyloconio und Eugenia	1515	2			1	-	1	-
Erhart Lurcker: Giletta	(um 1519)	3			2	-	1	-
J. Adelphus Mulingus: Friedrich Barbarossa	1520	6			1	1	4	2
Wilhelm Ziely: Olivier und Artus	1520	3			1	2	-	1
Wilhelm Ziely: Valentin und Orson	1521	2				2	-	5
Johannes Pauli: Schimpf und Ernst	1522	26				3	23	17
Fierebras	1533	2					2	1
Veit Warbeck: Magelone	1535	12				-	12	8
Wilhelm Salzmann: Kaiser Oktavian	1535	6				-	6	7

bilder. Sie ersetzten Hostien, Altäre, Heilige und ähnliche kirchliche »Einrichtungen« symbolisch und ermöglichten ihren Transport aus der öffentlichen in eine privatere Sphäre. Andachtsbilder diesen Typs, ein Madonnenbild und ein Heiliger Christophorus, waren es dann auch, die vermutlich zuerst mit der neuen Holzschnitt- und Drucktechnik hergestellt und 1418 bzw. 1423 auf den Markt gebracht wurden.¹⁰² In der *Abb. 32* ist ein solches »privates« Andachtsbild, das in jenen Jahren im bayerischen Raum entstand, wiedergegeben. Schon früher hatte man Erzählungen des Alten und des Neuen Testaments als eine Abfolge von mit Texten unterlegten Bildern auf Pergament dargestellt. Bekannt ist z. B. die später auch im Blockdruck herausgegebene »Biblia Pauperum«. Im Kreise der Mystiker scheinen sogar bildhafte Darstellungen von Lehrgesprächen, religiösen Unterweisungen, zirkuliert zu haben. Überliefert ist ein Bilderbogen »Christus und die minnende Seele«, in dem Christus einer Gläubigen (der minnenden Seele) in 20 untertitelten Bildern die mystische Erkenntnislehre als Abfolge von Askese, Kasteiung, Meditation und anderen Stufen der Versenkung bis hin zu dem Erlebnis der Einigung mit Gott, der »unio mystica«, vermittelt. »Das Zwiegespräch zwischen der gottsuchenden Seele und Christus ist dabei ein Abbild« – eine technische Substitution – »seelsorgerlicher Zwiegespräche von Seelsorgern im Geiste Seuses mit den anvertrauten Nonnen.«¹⁰³ Jedenfalls lieferten sie Anregungen für Andacht und Belehrung im Kreise von Gläubigen – auch dann, wenn keine »literaten« Kleriker anwesend waren. An diese Traditionslinien schließen die ersten Drucker an. Wohl noch vor 1462 erscheint ein schmales Büchlein, in dem die »Sieben Freuden Mariae« und die »Leiden Christi« dargestellt werden. Ein anonymen Wanderdrucker hatte Metallschnitte von Andachtsbildern, die vermutlich am Oberrhein entstanden waren und dort separat vertrieben wurden, gesammelt. An einem unbekannten Ort in Bayern druckte er Erläuterungen zu diesen Bildern, Gebete und Nacherzählungen des Neuen Testaments. Danach fügte er Bild und Text zu einem der frühesten bebilderten Bücher zusammen.¹⁰⁴ Nach einem ähnlichen Schema mag auch Pfister vorgegangen sein. Man sieht an diesem Beispiel, wie sich im typographischen Medium eher private und eher öffentliche mittelalterliche Kom-



Abb. 32: Private Andachtsbilder in dem neuen Medium:
Christus am Kreuz (Einblattholzschnitt)

munikationsformen miteinander verknüpfen und dabei ihren Charakter verändern. Die »gemeine« Bildpropaganda in den Kirchen und in den Bilderbögen wird mit den Broschüren der Frühdrucker in die heimischen Stuben hineingetragen und damit in gewissem Sinne privatisiert. Die Andachtsbilder, Gebete und Texte, die zur inneren Einkehr anleiten sollen, bekommen durch den Druck andererseits einen öffentlichen Charakter. Sie werden bei der häuslichen Lektüre gleichsam wieder reprivatisiert.

Als im modernen Sinne Unterhaltungskunst, oder »Belletristik« kann man streng genommen kein Werk des Bamberger Frühdruckers ansprechen – vielleicht überhaupt keinen »Bilderbogen« und kein »Blockbuch« des 15. Jahrhunderts. Der »Ackermann« diene ähnlich wie die zur gleichen Zeit im Holztafeldruck vielfach hergestellten »Ars moriendi« als eine Hilfestellung für den Umgang mit Trennung und Tod.¹⁰⁵

Der Straßburger Prediger Johannes Geiler von Kaysersberg weist in seiner Übersetzung von Gersons »Ars moriendi« 1497 eindringlich daraufhin, wie notwendig es nicht nur sei, solche Bücher überhaupt zu drucken, sondern sie auch in Tafelform herauszubringen und an die Wände in den Spitälern anzuschlagen: »Item es sterben viel das merenteik, so klagt er, »das niemans by ynen stot, als ich gehört und selbs gesehen hab, sie niemans ermant noch den glouben furspricht und also blyben todt liegen das niemand darumb weissset. Ist unkristisch; es solt ein tafel da hangen, daran gescriben stand des christen gloub, und stuck wie man sich halten soll by einem sterbenden münschen, gebet und ermanung, die im ouch getrunvelech sollen fürgehalten werden und gelesen.«¹⁰⁶ Geiler von Kaysersberg nimmt damit eine Anregung des berühmten Gerson auf, der in seiner Vorrede zur Sterbekunst schrieb, man solle sie »auf Tafeln an den Wänden in »locis communibus, also in öffentlichen Einrichtungen wie Parks, Kirchen, Schulen, Hospitälern oder Klöstern anbringen. Der Konstanzer Konzilstheologe und Pariser Universitätskanzler suchte zu Beginn des 15. Jahrhunderts also nach einem Informationsmedium für die klerikale Öffentlichkeit und für die bedürftigen Laien. Ihm fiel zu jener Zeit, Jahre vor der Ausreifung der Gutenberg-Technik, nichts anderes ein, als Tafeln an die Wände zu bringen. Der Druck von kleinen Broschüren wird seinem Wunsch in der Folge gewiß besser gerecht als das Anheften

von Texten, die ja, wie die ›Ars moriendi‹, eher zur Meditation anleiten sollen, in zugigen Klostergängen. Man hielt die Vorbereitung auf das Sterben und die Verarbeitung des Todes nahestehender Personen für eine Fälligkeit (›ars‹), die zu erlernen war. Ebenso diente auch die Betrachtung einer ›Armenbibel‹ – als Handschrift, Blockbuch oder als typographisches Werk – und der ›Vier Historien‹ oder anderer Legenden dem Seelenheil und war insoweit belehrend.¹⁰⁷

Auf den Belehrungscharakter einer anderen Gruppe früher bebildeter Druckerzeugnisse, der Fabeln, die im ›Edelstein‹ und im gewissen Sinne auch im ›Beliak‹ des Jakobus de Thermo (Nr. 63 in der *Abb.* 24b) gesammelt sind, braucht kaum noch extra hingewiesen zu werden.¹⁰⁸

Diese ›verbaulichen‹ Ausrichtung teilen die Frühdrucke Pfisters mit den Blockbüchern. Nun werden diese und deren handgeschriebene Vorläufer deshalb gelegentlich auch als ›Unterrichtsstoff‹ bezeichnet.¹⁰⁹ Das ist natürlich im Einzelfall nicht auszuschließen – aber es lohnt sich, den wesentlichen Unterschied zu den Lernmitteln in den artes liberales und auch in den artes mechanicae festzuhalten: In den unterhaltenden Informationssystemen werden die Personen nicht als (angehende) Professionals angesprochen. Die Pfisterschen Drucke geben beispielsweise Informationen zur Stabilisierung des psychischen Gleichgewichts, der Heilung der Seele oder der ›Seele Tröst‹, wie es in einem anderen niederdeutschen Druck heißt. Durch Selbstbezeichnungen wie ›Spiegel des menschlichen Lebens‹, ›Spiegel menschlichen Heils‹ (*Speculum humanae vitae* bzw. *salvationis*) oder eben auch ›Edelstein‹ machen die Bücher deutlich, daß sie als ein Instrument der Selbsterkenntnis, als ein Akt in einer selbstreflexiven Veranstaltung gedacht sind – und zwar keiner sozialen, sondern einer individuellen psychischen Selbstreflexion. Trauerarbeit, das Thema des ›Ackermanns‹, muß jeder für sich selbst leisten und lernen. Welche Lehren aus den Fabeln gezogen werden, hängt von der Biographie des einzelnen ab. Ganz im Gegensatz zur ›nützlichen‹ Fachprosa, in der der Rezipient durchweg als soziale Rolle: Geschützmeister, Chirurg, Theologe, Apotheker usw. typisiert und angesprochen wird, bleibt der Leser der Unterhaltungsliteratur ein Individuum. Man über-

läßt es seinem Temperament, welche Informationen er aus dem Buch zieht. »Wie die Biene bei den Blumen«, so schreibt Steinhöwel in seiner schon erwähnten Aesop-Ausgabe, »die nur die Süßigkeit des Honigs und den Nutzen des Wachses sucht, und die übrigen Teile der Blume ungelesen läßt, so solle auch der Leser der Fabeln nur das aus ihnen ziehen, was ihn erfreute und ihm nützlich sei. Diese Selektionsfreiheit kann den Benutzern der fachlichen Informationssysteme, der Sachprosa, nicht zugestanden werden. Auch müssen dort, wenn z. B. der Bau eines Destillierofens geschildert wird, die Programme Stück für Stück nacheinander abgearbeitet werden. Es geht nicht an, daß der Benutzer nach eigenem Programm wie eine Biene von der einen zur übernächsten Blume springt.

Aufgrund dieser Differenzen scheint es sinnvoll, die Werke Pfisters und die vergleichbaren Blockbücher deutlich von den technischen Hilfsmitteln organisierter Informationssysteme wie der Schule abzusetzen. Aber selbstverständlich stehen sie noch am Anfang einer typographisch-technisierten Unterhaltungskunst. Deren »ergötzliche« Seiten werden im 15. und 16. Jahrhundert eher in den Druckausgaben der »alten Meisten der Sangspruch-Dichtung, der Schwank- und Volksbücher, der Volks- und Meisterlieder und des »Narrenschiffs« Sebastian Brants faßbar als in den Fabeln und bebilderten Historien des Albrecht Pfister.

**Kurzweilige Materien:
Typographische Simulation von Sang,
Schauspiel und Erzählen**

Auch die Druckerzeugnisse, die sich selbst als »ergötzliche« oder »kurtzweilige« Programme beschreiben, greifen in traditionelle mittelalterliche Kommunikationssysteme ein, verändern diese – oder verstärken zumindest schon eingeleitete Veränderungen. Ihre Ursprünge liegen in heidnischen Umzügen, der Kunst, höfische Feste zu feiern, sich mit Jongleuren, Akrobaten und Erzählern die »Zeit außerhalb der Arbeit« zu vertreiben und schließlich auch in den städtischen Spielen und Karnevalsumzügen. Diese bäuerlichen, höfischen und später städtischen Aufführungssitua-

tionen sind ungemein vielfältig. Ihre Transformation ist ein komplizierter Prozeß, der vor allem die Literaturwissenschaft von Anbeginn an beschäftigt hat. Stichworte sind hier: Übergang von höfischer zu städtischer Literatur, Verbürgerlichung der Kunst, Prosaauflösung.¹¹⁰ Da der Transformationsprozeß nicht im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen soll, begnüge ich mich damit, knapp und recht allgemein anzudeuten, in welcher Form er aus kommunikationstheoretischer Sicht beschrieben werden könnte.¹¹¹

Als Ausgangssituation sei eine organisierte Aufführung mit professionellen Unterhaltungskünstlern, Sängern, Erzählern (Barden) und/oder Schauspielern auf der einen Seite und einem Publikum (Betrachtern, Zuhörern) auf der anderen Seite genommen. Wie strikt diese Rollenscheidung durchgehalten wurde, variierte im Mittelalter. Die Erzählerrolle konnte wandern, das Publikum mitspielen. Es konnte sein, daß Professionals als Zeremonienmeister ein »höfisches« Publikum mehr oder weniger komplett in Akteure, Schauspieler verwandelten.¹¹² In den allerfrühesten Phasen ist man bei diesen Aufführungen ohne skriptographische Medien ausgekommen. Die Barden lernten ihre Texte (Heldenlieder, Fabeln und anderes) in einer langjährigen Ausbildung auswendig. Dieses Auswendiglernen war kein Memorieren eines schriftlich fixierten Textes – was wohl die gegenwärtige Standardvorstellung bei dem Begriff »Auswendiglernen« ausmacht. Es war kein Informationsspeicher, unabhängig von der Psyche der Professionals, vorhanden.¹¹³ Mit Gewißheit wird es auch nicht bei allen Informationstypen um ein genaues, wortgetreues Auswendiglernen angekommen sein. Die Genauigkeit, die etwa für die Tradierung der Rig Veda oder des Korans in den entsprechenden Priesterschulen angestrebt wurde, brauchte man nicht, wenn man vortrug, wie Roland sich doch endlich entschloß, seinen Kaiser mit Hilfe seines Hornes »Olifant« in das Tal von Roncesvalles zurückzurufen. Wichtiger war es, durch gestische, mimische und vor allem prosodische Mittel die Zuhörer die verzweifelte Situation Rolands nacherleben zu lassen. P. Gaechter hat sehr genau beschrieben, daß und inwiefern gerade die situationsbezogene »Modifikation« von Programmen zu den besonderen Qualitätsmerkmalen eines irischen Filii gehörte.¹¹⁴

Schon die Einführung der skriptographischen Informations-

medien hat diese Aufführungssituation verändert. Im einzelnen erwies es sich freilich für die Literaturhistoriker als schwierig, genauer zu bestimmen, in welcher Funktion die skriptographischen Informationsmedien in diesen Aufführungssystemen eingesetzt wurden, bei welcher Gelegenheit man sie überhaupt benutzte.¹¹⁵ Zumindest manche schriftliche Textfassung wird man als Programm zur Vor-, Durch- und/oder Nachstrukturierung (Reflexion) der mündlichen und akrobatischen Aufführungen verwendet haben. Für diese Zwecke brauchte der Text nur rezeptartig und wenig ausgefeilt zu sein. Zu besonderen Anlässen mögen sie dem Publikum als Erinnerungstücke und kostbare Geschenke übergeben worden sein – so wie heute noch »Programme« oder Bildbände von Theateraufführungen. Das Resultat eines kontinuierlichen Einsatzes der skriptographischen Medien wird eine deutlichere Ausdifferenzierung der Aufführungssysteme und eine genauere Markierung ihrer Grenzen gewesen sein. Das Ablaufschema und das »Setting« der Aufführung (z.B. seine Darsteller) sind standardisiert und liegen in schriftlicher Form zumindest rudimentär vor. Die Unterhaltungskunst ist in das Stadium einer durch technische Medien angeleiteten Reproduzierbarkeit eingetreten. Aber natürlich bedarf es noch der Schauspieler und der Einrichtung eines sozialen Systems mit mehr oder weniger großer Öffentlichkeit, um das Kunstwerk zu realisieren.

Der wichtigere Schritt zur Technisierung der Unterhaltungskunst liegt dann vor, wenn das Informationsmedium das Aufführungssystem als Ganzes substituiert – ein »Buch« als funktionales Äquivalent für das Aufführungssystem fungiert. Von diesem Augenblick an entstehen grundsätzlich andere Informationssysteme, die der Unterhaltung dienen. Man kann die Information, die zuvor nur durch Teilnahme an einer Aufführung zu gewinnen war, nunmehr in einem mehr oder weniger öffentlichen Akt des Lesens aus einem skriptographischen Informationsspeicher beziehen. In diesem Speicher sind mit anderen Worten komplexe soziale Systeme symbolisch modelliert. Würde man sich darauf beschränken, nur einzelne Rollen und deren Aufgaben zu beschreiben, so könnte das neue Unterhaltungssystem keine Autonomie gewinnen. Wie weit nun diese Autonomisierung im Mittelalter tatsächlich gediehen

wie der man. Heit und leß den iunge gan. Vils; er
den knabē reitē. Vnd lief dem knaben bei der seiten



Daran thet er vil palz. Do der alt erhoret das. Vñ
dem esel las; er do. Der iung las; auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach. Do er den knaben
reitē sach. wart getreuer geselle meß. Der alt mag
wol ein narre sein. Das er leß reiten den knaben.
Der solt laufen und irabē. Vnd solt der alt reiten.
Vil kaum mochte er gepeiten. Das der alt auff den
esel kam zu dem knaben und reiten hin dan.



Abb. 33: Die Transformation des Erzählens in das Medium des Drucks:
U. Boners »Edelstein«, Bamberg 1461/2

ist, bleibt eine empirische und noch weitgehend unbeantwortete Frage.

Noch in Boners ›Edelstein‹ kann man nachvollziehen, welche Schwierigkeiten die Transformation oraler Informationssysteme machte. Die Buchseiten bestehen normalerweise aus einem oder zwei zweigeteilten Holzschnitt(en) und einem zugeordneten Text.^{116a} (Vgl. Abb. 33) Eine Kasette des Holzschnitts bildet den Erzähler ab, die andere, größere Kasette, die Protagonisten der jeweiligen Fabel (Tiere und/oder Menschen). Dem Leser/Betrachter des Buches werden durch diese Anordnung nicht nur Informationen über die erzählte Fabel, sondern auch über die Situation vermittelt, in der die Fabel vorgetragen wurde. Solange handschriftliche Aufzeichnungen nur als Expertenprogramm für die Unterhaltungskünstler, also z.B. den Erzähler der Fabel, entwickelt wurden, war eine solche ›Beschreibung‹ der Aufführungssituation überflüssig. Je mehr die Aufführungssysteme ›künstlich‹ modelliert werden, umso mehr Informationen werden über sie gesammelt und in den neuen Speichermedien für potentielle Benutzer bereitgehalten. Bilder stellen nur eine Möglichkeit dar, diese neuen, zusätzlichen Informationen zu kodieren; die Expansion von Vorreden, der Einbau von Beschreibungen und schließlich die epische Umkodierung gereimter Texte sind andere.

Kaum einer der Wegbereiter der ›schönen Literatur‹ hat so extensiv mit Bildprogrammen gearbeitet wie Albrecht Pfister. Die mittelalterliche Reimdichtung und deren Prosaauflösung wurden ebenso wie die Volksbücher nur mit vergleichsweise sparsamen Illustrationen in den Druck gegeben. Eine prominente Ausnahme ist hier eigentlich nur das Zusammenwirken von Albrecht Dürer und Sebastian Brant in der Druckausgabe des ›Narrenschiff‹ von 1494. Hier wird der Holzschnitt so eindringlich eingesetzt, daß man das Buch als eine ›Ausweitung früherer Narrenbilderbogen‹ angesprochen hat.^{116b} Auch auf dem Gebiet der Unterhaltungskunst brauchte es eine gewisse Zeit, bis sich Möglichkeiten und Nutzen der verschiedenen Formen der typographischen Informationsspeicherung abschätzen ließen.

Der Prozeß zunehmender symbolischer, sprachlicher oder bildhafter Erfassung von Informationen vollzieht sich nicht nur in der

Unterhaltungskunst, sondern auch im Handwerk und führt dort ebenfalls zu einer Veränderung der skriptographischen Informationsspeicher. Oft schon in den Titelholzschnitten der Druckwerke wird der Leser/Betrachter in die Werkstattssituation hineingeführt. (Vgl. Abb. 55 und 56) Der ›Text‹ beschreibt die Situation, alles, was für die Handwerker im Hinblick auf bestimmte Aufgaben orientierungsrelevant ist. Er beschränkt sich keineswegs nur darauf, diejenigen Informationen zu kodieren, die zuvor im Medium der mündlichen Rede in der Werkstatt oder gar nur in den handschriftlichen Rezepten transportiert wurden. (Vgl. u. S. 520 ff.)

Die typographische Erfassung von bloßer ›Rede‹ oder von handschriftlichen ›Rezepten‹, von künstlerischem Vortrag oder von Liederhandschriften macht nur in wenigen, speziellen Fällen Sinn. Nimmt man diese als Paradigma für die Veränderungen in der frühen Neuzeit, verstellt man sich den Blick auf die wirklich innovativen Aspekte der Medienrevolution.

Der Erzähler als Bestandteil oraler Informationssysteme hat Konkurrenz bekommen. Und diese Konkurrenz verändert sein Amt und seine Selbstbeschreibung. Andererseits muß immer wieder daran erinnert werden, daß die neuen Medien die alten keineswegs zum Verschwinden gebracht haben. Akrobatische Auführungen, improvisierte Spiele, Umzüge ohne Regieanweisungen sind Unterhaltungsformen, die auch nach der Einführung der typographischen Datenverarbeitung weiter bestehen. Aber sie spielen nicht mehr die erste Geige in der Kulturszene, werden nicht mehr so prämiert wie ehemals.

Die typographische Erfassung der Unterhaltungskunst hat – wie die Erfassung anderer Informationsbereiche auch – Folgen, die nicht erschöpfend darzustellen sind. Die Standardisierungseffekte werden in der Literaturwissenschaft als ›Kanonbildung‹ umschrieben. Der Beschleunigungseffekt führt zum Anschwellen der Literaturproduktion, zur Ausbildung von Moden und entsprechend zum raschen Veralten einzelner Formen. Ein weiterer Effekt, der letztlich dazu motiviert hat, die Unterhaltungskunst im Rahmen der ›Technisierung der privaten Informationsverarbeitung‹ zu behandeln, ist, daß durch die Technisierung nunmehr im Prinzip jede Person Unterhaltungsinformationen in ihren eigenen vier Wänden abrufen kann: *»Man kan ... wol froeblich seyn und solcher*

[gedruckte] *fabel eine des abends uber tisch mit kindern und gesindt nuetzlich und luestiglich handeln ... wenn ein Hausvater uber tisch wil kurzweyl haben, die nuetzlich ist, kan er sein weib, kind, gesindt fragen, was bedeut diese oder diese fabel? Und beide, sie und sich darin ueben.*¹¹⁷

Die ›Aufführungen‹ sind durch die typographische Technisierung transportabel geworden. Natürlich werden sie nicht nur ins Haus transportiert. Jörg Wickram gibt seiner Schwanksammlung den Titel ›*Das Rollwagenbuechlin*‹. Er möchte damit darauf hinweisen, daß man diesen Informationsspeicher ›*in Schiffen und auff den Rollwägen / deszgleichen in scher heüseren unnd badstuben / zu langweiligen zeiten erzellen mag / die schweren melancholischen Gemüter damit zu ermünderen* [aufzumuntern]‹. Er fügt hinzu, er habe es ›*allen Kaufleuten*‹ nicht zur Erleichterung ihrer Arbeit, sondern ›*zu einer Kurzweil an Tag bracht*‹.¹¹⁸ Ergötzliche Informationen sind ›künstlich‹ so weit zusammengepreßt, daß sie in der Tasche jeder Privatperson Platz finden.

**Die Wiedergeburt der Antike als Software:
Das skriptographische Langzeitgedächtnis
wird umgeschrieben**

Alle Kulturen speichern Informationen über ihre Geschichte und machen sie den Zeitgenossen zugänglich. Orale Kulturen können ausschließlich in psychischen Systemen, in dem Gedächtnis ihrer Gesellschaftsmitglieder, ihre Geschichte »präsent« halten. Nach der Technisierung dieser Speicherfähigkeiten durch skriptographische Techniken verfügten die antiken und die mittelalterlichen Kulturen über zwei Archivierungsformen. Beide »Speicher« sind begrenzt, weswegen bei der Aufnahme von Informationen sowohl in das Gedächtnis als auch in die Schriften (Codices) hochgradig selektiv vorgegangen werden muß. Nur ein ganz begrenzter Teil derjenigen Informationen, die eine Generation erwirbt, wird so archiviert, daß die nachfolgenden Generationen darauf zurückgreifen können. Die bei weitem meisten Erfahrungen müssen jeweils wieder von jeder Generation neu gemacht werden.

Die Prinzipien zu ergründen, nach denen die alten Kulturen Informationen als »speicherungswürdig« auszeichneten, liegt nicht im Interesse dieser Arbeit. Tatsache ist, daß das Mittelalter die Aussagen von bestimmten, wenigen Autoren, die schon seit Generationen verstorben waren, für so wertvoll hielt, daß es sie dauerhaft speicherte. Das Interesse an griechischen Rednern und Schriftstellern, wie etwa Homer, Theophrast, Aristoteles, Plato, Euripides und anderen, unterlag gewiß im Laufe der Jahrhunderte erheblichen Schwankungen; abgebrochen ist es nie. Nur weil sich sowohl die Antike als auch die abendländische Gesellschaft permanent um die Speicherung dieser Informationen kümmerten, konnte man im 14. und 15. Jahrhundert auf die Suche nach den »Klassikern« gehen. In einem Sinne ist es insofern irreführend, von der Wiedergeburt (Renaissance) der klassischen Autoren zu sprechen: sie waren niemals vergessen, insofern niemals »tot«. Aber es gibt wohl so etwas wie ein historisches Kurzzeit- und Langzeitgedächtnis. Je komplizierter die Gesellschaft, umso mehr differenziert sich das Archiv für die geschichtlichen Informationen aus.

Schon in oralen Kulturen bildete sich etwa eine Schar von Spezialisten für die Archivierung von bestimmten Informationstypen heraus.¹¹⁹ Nicht mehr jedes Gesellschaftsmitglied – jedes psychische Informationssystem, welches zu einer Kommunikationsgemeinschaft zusammengeschlossen ist, speichert die gleichen Informationen. Nach der Ausbildung der skriptographischen Medien findet eine noch entschiedenere Trennung der Informationsspeicher statt. Dezentral in den verschiedensten Institutionen werden Nachrichten, darunter natürlich auch solche über die »Klassischen Autoren«, aufbewahrt. Eine Folge davon ist, daß nicht mehr alle Informationen für alle Mitglieder einer historischen Gemeinschaft gleich leicht zugänglich sind. Viele Informationen sind zwar irgendwo vorhanden, aber die Mehrzahl einer Generation kann die Existenz dieser Informationen vergessen haben. Nur ein begrenzter Schatz von leicht zugänglichen historischen Informationen wird in das Kurzzeitgedächtnis einer Generation aufgenommen. Auf diese Art kann man mit den beschränkten Speicherkapazitäten höchst ökonomisch umgehen. In dem skriptographischen Speicher Vergessenes läßt sich durch Zufall oder nach einiger Mühe wiederfinden. Werden zu viele Informationen aktuell, so können informationspolitische Maßnahmen erforderlich werden. Man verbietet etwa die Vorlesung aus den Schriften des Aristoteles 1210 in Paris, die Universitätsstatuten schreiben dies 5 Jahre später fest. Seine Präsenz für die akademischen Zeitgenossen soll zurückgestuft – und damit Platz für die Aufmerksamkeit für andere Autoren geschaffen werden. An anderen Stätten, an denen das »Kurzzeitgedächtnis« weniger mit aristotelischen Informationen belastet ist, wie z.B. in Toulouse, braucht man zur gleichen Zeit nicht gegen die Schriften des Griechen vorzugehen.¹²⁰ Der dekretierte strategische Einsatz des Vergessens stellt ein kompliziertes Instrument dar, um den Arbeitsspeicher der Gesellschaft einsatzbereit zu halten. Natürlich wurden auch mal Bücher und/oder die Tradenten von Ideen verbrannt. Dies war dann ein Akt, der auf Löschung von Informationen ausgerichtet war, nicht nur auf eine Erschwerung des Zugangs zu denselben. Aber meist wird die inkriminierte Information an irgendeiner anderen Stelle doch weiter gespeichert. Was bei den Benediktinern nicht mehr tradiert wird, dessen nehmen sich die

Dominikaner an. Wenn schließlich kein »offizieller« Orden mehr bereit ist, sich für das »Überleben« der Ideen eines Autors einzusetzen, dann können sich noch immer außerhalb der »legalen« Institutionen Tradenten finden.

Die Renaissance der klassischen Ideen läßt sich insoweit als eine Umschichtung eines Teils des Informationsspeichers einer Gesellschaft interpretieren: Bestimmte Informationsklassen des Langzeitgedächtnisses werden hervorgeholt und einer Generation unmittelbar zugänglich gemacht. Solange sich die Informationsmedien und die Speicherkapazitäten nicht grundlegend verändern, so kann dies nur zu Lasten anderer Informationsklassen geschehen. Ehemals aktuelle historische Informationen verschwinden in der Versenkung. Autoren und Werke, die im Rampenlicht standen, werden vergessen oder gar verdrängt.

»Erst mit dem 15. Jahrhundert beginnt«, so resümiert Jacob Burckhardt, »die große Reihe neuer Entdeckungen, die systematische Anlage von Bibliotheken durch Kopieren und der eifrigste Betrieb des Übersetzens aus dem Griechischen.«¹²¹

Die Chiffren der alten Speicher erhalten die Seele von Autoren

Genaugenommen sind die Werke, die damals übersetzt und ediert wurden, nur Informationen über Informationen über diese Werke und Autoren. Es gibt keinen einzigen Autographen von Plinius oder Cicero, erst recht nicht von Platon oder Aristoteles.¹²² Was die Gelehrten im 15. Jahrhundert in der Hand hielten, waren, im Falle des Plinius etwa, Informationen aus vielleicht zehnter oder, im Falle des Aristoteles, mindestens aus zwanzigster Hand: ein Schreiber hatte aufgeschrieben, was ein anderer abgeschrieben, der selbst einer Rede zugehört hatte, die ein »Magister« über Cicero hielt. Dieser Magister hatte sie von jemandem gehört, der sie selbst von jemandem gehört hatte, der sie wiederum irgendwo gelesen hatte. Dessen handschriftliche Vorlage mag eine Kompilation aus verschiedenen Texten, die einem anderen Gelehrten vorgelegen hatten, gewesen sein. Aber auch die zu Rate gezogenen Handschriften waren schon Abschriften von Abschriften oder von Nach-

erzählungen und so fort. Dabei dürften die Motivationen bei den einzelnen Tradenten recht unterschiedlich gewesen sein: in der Antike oft bezahlte Kopisten, später Mönche, die die Vorlage kaum verstanden, oder Gelehrte, die bei ihren Kompilationen recht einseitige Interessen, etwa die Anfertigung von Lehrmaterial, verfolgten.

Die arabisch-islamische Tradition hatte sich für bestimmte Informationen mit der Institution der ›Isnad‹ die Mühe gemacht, die Überlieferungskette zu zählen und eine einheitliche Überlieferungsmotivation durchzusetzen. Im Gegensatz dazu wußte das christliche Mittelalter in den seltensten Fällen, über welche Prozessoren die Informationen gelaufen und unter welcher Perspektive sie jeweils gespeichert worden waren.

Was tat man dann aber, wenn man ein solches Informationsbündel als ›De oratore‹ des Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.) bezeichnete – jederzeit bereit, diese Fassung gegen andere als die authentischere zu verteidigen? Einer Befragung würdig scheint mir eher die Haltung der Renaissance-Gelehrten gegenüber den gespeicherten Informationen als jene der mittelalterlichen Mönche und Magister. Letztere waren, was die Authentizität der Quellen anlangte, vergleichsweise zurückhaltend. Im Gegensatz zu unserer Zeit betrachteten sie die gespeicherten Informationen nüchtern und pragmatisch als vage Hinweise auf das, was einmal von irgendjemandem – oder vielleicht auch von einem anderen – gesagt wurde. Es ist deshalb auch nur zu verständlich, daß sich die Kopisten und Gelehrten mit einer Zuschreibung von Texten zu Personen kaum beschäftigten und wenig Mühe darauf verwandten, nach alten Exemplaren zu suchen.

Unter den Fachwissenschaftlern ist die Tatsache kaum umstritten, daß ›die Menschen vor dem Beginn des 16. Jahrhunderts der Ermittlung der genauen Identität eines Autors, den sie gerade lasen oder zitierten, nicht die gleiche Wichtigkeit zumaßen, wie wir dies heute tun‹. Sehr selten nur finden wir sie mit solchen Fragen beschäftigt. »Aber Gleichgültigkeit allein«, bemerkt etwa E. P. Goldschmidt, »reicht zur Erklärung der überraschenden und manchmal wunderlichen Vielfalt von Namen, die ein und demselben Text zugeschrieben werden, nicht aus.«¹²³ Einen Eindruck von dieser Vielfalt der Adressierung von Informationsbündeln mag ein Beispiel geben.

»Wenn«, so schreibt Goldschmidt, »in der Bibliothek eines Franziskanerkonvents ein Band mit Predigten unter der Bezeichnung ›Sermones Bonaventurae‹ geführt wurde, so mochte diese, Bezeichnung sechs oder mehr verschiedene Bezüge meinen:

- a) Predigten, welche vom heiligen Bonaventura von Fidenza (gestorben 1274) verfaßt wurden;
- b) Predigten, welche von irgendeinem anderen Schreiber, der ›Bonaventura‹ genannt wurde, verfaßt wurden;
- c) Predigten, welche durch einen Mönch mit dem Namen ›Bonaventura‹ niedergeschrieben worden waren;
- d) Predigten, die durch irgendeinen Mönch ›Bonaventura‹ gehalten worden waren;
- e) ein Predigtband, welcher einmal einem Mönchen mit Namen Bonaventura gehört hatte;
- f) ein Predigtband, bei dem der erste Text durch irgendeinen Bonaventura verfaßt wurde und der deshalb in der Bibliothek unter dem Namen ›Bonaventura‹ eingestellt wurde.

Jede dieser sechs Interpretationen würde einem mittelalterlichen Gelehrten vollkommen richtig und natürlich erschienen sein und es liegt nur an unserer modernen Sichtweise, daß wir die Bezeichnung ›Sermones Bonaventurae‹ auf die Stufe einer Behauptung über die Autorenschaft heben. Ich bin geneigt«, fährt Goldschmidt fort, »noch eine siebte, sehr viel unbestimmtere, Bedeutung anzunehmen, in welcher eine solche Bezeichnung verwendet worden sein könnte: ein schlichtes ›Benennen nach‹ analog zu Konstruktionen wie ›Sankt James Street‹ oder ›Garrick Theatre‹. Wenn ein Schauspielhaus ›Garrick Theatre‹ genannt wird, so soll damit nicht ausgedrückt werden, daß es jemals zu David Garrick gehört hat oder daß dieser hier jemals aufgetreten ist oder daß er überhaupt irgendeine persönliche Beziehung zu dem Gebäude hat. In der gleichen Weise kann man sich leicht eine Predigtsammlung vorstellen, die unter dem Namen ›Sermones Bonaventurae‹ bekannt geworden ist, nicht weil dieser sie geschrieben oder gehalten hätte, sondern einzig, weil man sie für so gelungen hielt, daß sie würdig waren, seinen Namen zu tragen. Ich glaube«, schließt Goldschmidt, »daß die Erklärung für solche Titel wie ›Secreta secretorum Aristotelis‹ oder ›Albertus magnus de secretis mulierum‹ eher in einem solchen intellektuellen Vorgang des ›Benennens nach‹ zu suchen ist, als in einem betrügerischen Schwindel oder übergroßer Naivität.«¹²⁴

Daß der Fachwissenschaftler die Franziskaner vor dem Verdacht des Schwindels und/oder der Einfältigkeit in Schutz nehmen muß, sagt mehr über die moderne Diskussion dieses Problems aus, als über die Gebräuche des Konvents. Wie auch immer die Adressierung der Predigtsammlung zustande gekommen war, den Bedürfnissen des skriptographischen Informationsspeichers genügte sie. Sie ermöglichte den Zugriff auf die Daten. Die für die Verwaltung der Bücher zuständigen Brüder konnten die ›Texte‹ mit diesen Klassifikationsprinzipien identifizieren. Überregionale, mehrere ›Bibliotheken‹ zusammenschließende Informationssysteme, die dann auch standardisierte Adressierungen erforderlich gemacht hätten, strebte das Mittelalter nicht an. Die dezentralen Speicher besaßen die Freiheit, ihre Informationen nach Prinzipien abzulegen, die für ihre je spezifischen Funktionen am ökonomischsten waren.

Bei diesem Vorgehen blieb der pragmatische Charakter der Benennung als ein Klassifikationsprinzip, das die Speicherung von Informationen und deren Abrufung ermöglichen sollte, unmißverständlich. Dieser nüchterne Blick auf die Funktion von Namen für Werke ging im Spätmittelalter verloren, zuerst in Italien. Langsam nistete sich der Glaube ein, die Adresse, die man Informationsbündeln gegeben hatte, sei mehr als nur ein Erfordernis der Datenverwaltung. Anscheinend unausrottbar setzt sich in der Neuzeit die Überzeugung fest, jede gespeicherte Information müsse auf eine Eingabequelle aus Fleisch und Blut zurückgeführt werden – und könne dies auch letztlich. Diese individuelle Beseelung von Informationen erforderte eine solche imaginative Abstraktion und ein solches Absehen von den Realitäten oraler und skriptographischer Tradierung, daß ihre Durchsetzung nun wirklich ein so unwahrscheinliches Phänomen darstellt, daß es weit eher als die mittelalterliche Speicherpraxis zu eingehender Untersuchung herausfordert. Goldschmidt beschränkt sich bei seinen Erklärungen dieses Umschwungs auf recht allgemeine Hinweise. Zum einen hätten sich die ›physikalischen Umstände, unter denen Bücher gelesen, geschrieben und vervielfältigt worden seien, verändert. Zum anderen habe sich die ›psychologische Einstellung hinsichtlich der Funktionen des Autors‹ verschoben.¹²⁵ Dies sind gewiß unbestreitbare Fakten, aber sie gewähren keinen Fanblick in

die Dynamik der Veränderung. Sensibler für diese Problematik war da schon Jacob Burckhardt. Für ihn stellte die Begeisterung für die antiken Ruinen, die in Rom für jedermann sichtbar waren, das Zwischenglied zwischen der Einstellung des Mittelalters und jener der Renaissance gegenüber den archivierten Informationen dar.¹²⁶ In den römischen Ruinen hatte man im 14. und 15. Jahrhundert noch Reste, auch Inschriften, vor Augen, die unmittelbar von der Antike zeugten. Das Capitol war das Capitol der Caesaren, die Inschriften waren die unmittelbare Speicherung der Rede der Vergangenheit. Die Triumphbögen waren keine Abgüsse und ihre Inschriften keine Abschriften aus zweiter oder dritter Hand. »Poggio besucht oft den Tempel der Venus und Roma, in der Meinung, es sei der des Castor und Pollux, wo einst so oft Senat gehalten worden, und vertieft sich hier in die Erinnerung an die großen Redner Crassus, Hortensius, Cicero.«¹²⁷ Zweifellos vervollständigte er die Ruinen in seiner Phantasie. Die steinernen Fragmente wurden zu idealen Versammlungsräumen samt diskutierendem Senat »emendiert«, verbessert und belebt. So angetan von seiner Vorstellungskraft genügten Poggio bald die modernen Manuskripte der antiken Redner nicht mehr. Auf dem beschwerlichen Weg von Konstanz nach Sankt Gallen trieb ihn die Hoffnung voran, dort auf ähnlich alte Manuskriptruinen zu stoßen, die ihn näher an die alten Autoren zu führen versprochen.

Die Reproduktion schafft neue Originale

Das alte Manuskript gewann eine neue mediale Funktion, es vermittelte das Gefühl eines unmittelbaren Kontaktes zu längst Verstorbenen.

1485 strömte das Volk über die Via Appia, um die »wunderschöne, wohlerhaltene Leiche einer jungen Römerin aus dem Altertum« zu bewundern, die gerade von Bauarbeitern freigelegt worden sein sollte.¹²⁸ Kaum einen hätte es wohl gewundert, wenn sie den Anwesenden freundlich zugezwinkert hätte. Die Antike war, zumindest unter den italienischen Zeitgenossen, erwacht. Vergessenes, vielleicht auch Verdrängtes trat mit unwirklicher Klarheit ins Bewußtsein. Nach, oder besser: mit dieser ideologischen Wende verwandelte sich die Einstellung zu den abgelagerten

Schichten des Informationsspeichers gewaltig. Man begann massenhaft, nicht schlicht Informationen, sondern Manuskripte mit Patina zu sammeln. Wie die in den Trümmern Roms gefundenen Statuen wurden die alten Codices aufgekauft und in die Villen und Paläste gestellt. War das Original nicht zu beschaffen, genügten zur Not auch Abgüsse bzw. Abschriften. Man wetteiferte im Sammeln von Büchern wie heute noch im Sammeln von Gemälden. Die pragmatische Funktion der Speicherung historischer Informationen verlor an Bedeutung gegenüber der Bewunderung für das »schöne«, einmalige Exemplar. Vor diesem Hintergrund ist dann die Federigo von Urbino nachgesagte Äußerung, er »habe sich geschämt, ein gedrucktes Buch zu besitzen«, leicht verständlich: wer zieht schon eine graphische Reproduktion dem Gemälde von Meisterhand vor – und sei sie auch im Vierfarbdruck auf Hochglanzpapier hergestellt?¹²⁹

So ist es denn auch kein Wunder, daß die antike-begeisterten Italiener und viele ihrer humanistischen Nachfolger kein originäres Interesse an der neuen typographischen Technologie besaßen. Wäre es nach ihnen gegangen, so hätte die Wiedergeburt von Vergessenem im 15. Jahrhundert gewiß ein ähnliches Schicksal genommen wie die karolingische Renaissance oder jene des 13./14. Jahrhunderts zuvor. Im gleichen Maße, wie einzelne Informationsbereiche neu fokussiert und klassifiziert wurden, hatte man andere, bis vor kurzem noch präsente Informationen wieder vergessen müssen. Die Drucktechnologie bot nun die historisch neue Chance, den Bereich der zugreifbaren Informationen insgesamt »künstlich« anwachsen zu lassen, weil sie als ein eigenständiges Speichersystem aufgebaut wurde, welches die Mängel der schon vorhandenen Medien kompensieren sollte. Die angestammten Speichertechniken bleiben daneben weiterhin bestehen. Damit wird nicht behauptet, daß die Einführung des Buchdrucks nicht zum Vergessen zahlreicher Informationstypen führte, die zuvor im Gedächtnis oder handschriftlich aufbewahrt wurden. Aber es hat den Anschein, als ob diese Verluste durch den zusätzlichen Speicherraum, den das typographische Medium der Gesellschaft brachte, mehr als wettgemacht wurden. Die mittelalterlichen Renaissanceen konnten demgegenüber »neue« Speicherkapazitäten tatsächlich nur durch Umschichtungen in ein und demselben

bimedialen, oralen und skriptographischen Informationssystem erwirtschaften. Der Gewinn an »Gedächtnis« bleibt dabei gering.

Die Humanisten als Software-Ingenieure

Die Motivation zur Entwicklung und zum Einsatz der Drucktechnologie ist zwar, wie schon ein Blick auf die Chronologie der Ereignisse zeigt, gewiß nicht beim Anblick der steinernen Zeugen der Antike oder beim Stöbern in Bücherkisten in modrigen Kammern gewachsen, aber nachdem die Technik nun einmal einsatzfähig war, bot sie jedem, der sich mit Informationen beschäftigte, neue Gestaltungsmöglichkeiten.

Ein Blick auf die *Abb. 24b* zeigt, daß das Interesse an einer typographischen Transformation der Werke »alter Autoren« in den ersten 25 Jahren des Buchdrucks ganz gering gewesen ist.¹³⁰ Sieht man einmal von der Grammatik des Aelius Donatus (4. Jahrhundert n. Chr.) und einem Auszug aus »*De vita christiana*« des Kirchenvaters Augustinus (5. Jahrhundert n. Chr.) ab, so ist der erste »klassische« Autor, dem wir im Druck begegnen, M. Tullius Cicero (1. Jahrhundert v. Chr.). Unterstützt von J. Andreae, Bischof von Aleria und Sekretär der vatikanischen Bibliothek, veröffentlichen Sweynheim und Pannertz in Rom 1465 »*De oratore*«. Im gleichen Jahr erscheint »*De officiis*« in Köln und in Mainz.

Schon bald kommen Neuauflagen und weitere Werke des Redners auf den Markt. (Vgl. die Nr. 72-75, 87/88, 104-106, 131/132 in der *Abb. 24b*)

Relativ früh gehen auch einige Stücke des Horatius Flaccus (1. Jahrhundert v. Chr.) und des Lactanz (4. Jahrhundert n. Chr.) in den Druck. Aber erst im Todesjahr Gutenbergs beginnt die systematische Speicherung des Wissens der Antike in dem neuen Medium. 1469 bringt Mentelin mit der »*Nikomachischen Ethik*« in der Übersetzung des Leonardo Bruni das erste Werk des Aristoteles heraus. (Nr. 151-153) Noch im gleichen Jahr folgen der Geschichtsschreiber Titus Livius und die monumentale »*Historia naturalis*« des Plinius (d.Ä.). Für das letztere Werk hatte Johann von Speier das wohl erste Druckprivileg durchgesetzt: Es steckte viel »Vor«-Arbeit in dem Buch und der mit viel weniger Aufwand

mögliche Nachdruck hätte die Kalkulation durcheinander gebracht. Und diese Vorarbeiten werden zu einer Domäne der Humanisten. Sei es, daß ihre Sammlungen, Übersetzungen und Studien »nur« als Vorlage dienen, sei es, daß sie selbst im erweiterten Typographieum mitarbeiten, immer waren Personen gefragt, die über gründliche Kenntnisse der alten Medien und Programme verfügten. Wenn man so will, dann geriet ihnen hier ihre Freude an dem Vergangenen zum Vorteil. Ihr philologischer Eifer wurde für das mühsame Geschäft der Transformation von Information aus dem skriptographischen in das typographische Gedächtnis gebraucht.

Das Geschäft machte rasch Fortschritte. Trotzdem waren noch mehrere Generationen von Vermittlungsspezialisten zu beschäftigen, bis nach den lateinischen auch die griechischen Handschriften – vor allem in der venezianischen Druckerei des Aldus Manutius – ediert und emendiert worden waren.¹³¹ Viele griechische Autoren erschienen zuerst in lateinischen Übersetzungen, Platon z.B. 1484 in jener des Marsilio Ficino, ehe sie – wie Platon 1513 – in der Originalsprache verlegt wurden. »Um 1520 war die große Aufgabe des Druckes der Klassischen Werke größtenteils abgeschlossen.«¹³² Kaum jemand bestreitet heute, daß die typographische Erfassung des »klassischen« Wissens kaum mehr als sechzig Jahre in Anspruch nahm.¹³³

Mit welchem Recht kann man dann von einer Wiedergeburt, einem *Rinascimento* der Antike sprechen? Aus informationstheoretischer Sicht läßt sich antworten: Die antiken Programme emergieren im 15./16. Jahrhundert auf einer neuen Stufe, als Software in einem völlig neuen Informations- und Kommunikationssystem. Nachdem die Klassiker irgendwann »leiblich« gestorben waren, dann ihre Autographen verschwanden, »lebten« sie als Programme in den skriptographischen Informationssystemen der Antike und des Mittelalters fort. In der frühen Neuzeit werden sie aus diesem Speicher herausgeholt und in eine andere Welt, ein anderes Informationssystem, hineinversetzt.

Die Geburtshelfer dieser Wiedergeburt waren die Humanisten. Die neuen Medien boten nicht den Anstoß zu den Studien der Gelehrten der Renaissance. Aber, wie auch Robert Bolgar vermerkt, die Einführung des Buchdrucks hat es verhindert, daß die

Ideen und Ergebnisse dieser Forscher später im Zuge anderer Strömungen wieder verloren gingen. »Sie hat die Renaissance nicht hervorgebracht, aber gewiß ihre Aufzucht in die Hand genommen.« (op. cit. 280) Und in diesem Fall hat die Amme von der langanhaltenden Bedeutung der Kinder, an deren Aufzucht sie beteiligt war, profitiert.

Wichtiger als die Frage nach der Herkunft und Berechtigung des Wiedergeburt/Renaissance-Konzepts ist gewiß jene nach den Strukturen und Folgen dieser Transformation. Welche Aufgaben waren bei der Archivierung der alten Informationen mit den Mitteln der neuen Medien zu lösen?¹³⁴

Folgen der Umstellung der Speichertechnik

Die grundsätzliche Änderung, von der sich alle weiteren ableiten, besteht letztlich darin, daß das Prinzip der Archivierung von Informationen umgestellt wird. Alle in die typographische Datenverarbeitung eingegebenen Informationen werden von dieser strikt unter dem Gesichtspunkt des Urhebers/Eingebers gespeichert. Jedes typographische Informationsbündel erhält ein Kennzeichen, welches Auskunft darüber gibt, wer a) die Informationen gewonnen und bereitgestellt und wer b) die Daten eingegeben hat. Autor und Drucker sind das Grundprinzip, nach dem man gedruckte Daten wiederfinden kann. Diese Adresse kann weiter verfeinert werden. Liefert ein Autor mehrere Bücher ab, so müssen diese durch Titulierungen diskriminiert werden. Ebenso kann die Eingabestelle, der Drucker oder der Druckort, dadurch spezifiziert werden, daß man die genaue Zeit der Eingabe hinzufügt, das Erscheinungsdatum des Werkes. Autor und Werktitel, Druckort und -jahr bilden dann letztlich die vollständige Adresse eines Buches, das typographisch verarbeitet wurde.

Die Umstellung der Klassifikationsweise der historischen und aktuellen Informationen nahm einen Zeitraum von etwa fünfzig Jahren in Anspruch. Beim Tode Gutenbergs war sie keineswegs abgeschlossen. In Anbetracht der Schwierigkeit der Aufgabe verwundert die zügige Reformation der traditionellen Archivierungsprinzipien dennoch. Für Manuskripte, die keinen Titel und/oder

Autor besaßen und die trotzdem im Druck wiedergeboren werden sollten, mußten beispielsweise Titel und Autoren erfunden werden. Eine gewaltige Aufgabe, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig Interesse das Mittelalter an solchen Signaturen hatte. Der Ersetzung der »Incipits« und der »wundersamen« Benennungen von Manuskripten durch Titelblätter und Überschriften wird später noch genauer nachzugehen sein; ebenso der weiteren Normierung der Informationsbündel durch Seitenzahlen, Inhaltsverzeichnisse und Register. (S. u. S. 420 ff.) Die Probleme einer eindeutigen Identifizierung typographisch gespeicherter Informationen machen an der Adresse eines Werkes nicht halt. Die ersten dreißig oder vierzig Jahre des Buchdrucks stellen sich jedenfalls als eine Phase eines intensiven Ausprobierens verschiedener Archivierungsprinzipien dar. Mal werden Titelblätter verwendet, mal nicht; mal geben sich die Drucker im Kolophon zu erkennen, mal nicht; mal wird der Autor angegeben – und sei es nur als »ich – ungenannt« – ein andermal sucht man vergeblich nach Zuschreibung.¹³⁵

Spätestens nachdem es sich durchgesetzt hatte, Werke durch Titel- und Autorenangaben zu adressieren, stellten sich weitere Nebenwirkungen ein. Man konnte sich dem Sog dieser Normierung auf Dauer nicht entziehen, man verhielt sich so, als ob die Informationen tatsächlich von diesem Autor und unter diesem Titel erdacht und niedergeschrieben worden wären. Dies war für lebende Autoren, die tatsächlich für den Druck produzierten, relativ unproblematisch. Anders lagen die Verhältnisse bei den historischen Informationsbündeln. Wenn einem Autor ein solches Bündel zugeschrieben worden war, dann konnte es schwerlich zugleich von einer anderen »Person« verfaßt worden sein: Entweder die »Naturgeschichte« war von Theophrast geschrieben, dann war es nicht korrekt, wenn sie Aldus Manutius seiner Werkausgabe des Aristoteles einverleibte – oder aber sie war von Aristoteles geschrieben, dann durfte sie Theophrast nicht länger zugeschrieben werden. Man stand vor dem Zwang, hier aufgrund von mehr oder weniger zureichenden Quellen Entscheidungen zu treffen. Ein Rattenschwanz weiterer Folgekosten ergab sich aus den Klassifizierungsnormen: Hatte man sich beispielsweise für Theophrast als Autor entschieden, so war auszuschließen – wenn nicht andere

Informationen eindeutig das Gegenteil bewiesen –, daß er dieses Werk mehr als einmal geschrieben hatte. Lagen also mehrere Manuskripte mit unterschiedlichen Informationen vor, so mußte entschieden werden, welcher der Texte derjenige war, der »eigentlich« den Titel verdiente. Diese Suche, die ganze Hundertschaften von Philologen beschäftigte und beschäftigt, macht nur dann einen Sinn, wenn man davon ausgeht, daß tatsächlich die Regel: »Ein Autor, ein Werk (Titel), ein Informationsbündel« gilt. In den Jahrhunderten zuvor hatte eine solche Regel nicht oder doch nur ausnahmsweise bestanden. Niemand erwartete, daß der Aristoteles in Paris der gleiche war wie jener in Bologna. Standardisierung der Informationen war nur für bestimmte soziale Systeme, nicht metainstitutionell, erforderlich. Für die typographische Datenverarbeitung erwies sich dieses Prinzip als ungeeignet. Jedenfalls begann man sofort, Werkausgaben mit dem Anspruch überinstitutioneller Geltung herzustellen. Wer ein Buch kaufte, sollte wissen, was er kauft.

Peter Schöffer artikuliert das neue Programm mit großer Klarheit in der Ankündigung seiner Ausgabe der Werke des Hieronymus – eine der ersten Buchhändleranzeigen überhaupt: *»Der Vorzug dieser Hieronymus-Ausgabe vor allen übrigen, welche bis auf den heutigen Tag hervorgetreten sind, ... wird durch die sorgfältige Zusammenstellung, durch gefällige Anordnung und bestmögliche Korrektur leicht erwiesen.«*¹³⁶

Die Druckfassung fügt also zum einen Texte (Informationen) zusammen, die zuvor in ganz verschiedenen Institutionen gespeichert wurden: *» Was nun den ersten Punkt betrifft, so hat man an verschiedenen Orten einen [verschiedenen] Hieronymus. Doch ist einleuchtend, daß die Zahl seiner Werke verschieden angegeben wird, denn Einige bringen 70 Briefe, Andere 100, Dritte 130, wieder Andere etwas mehr. Andere endlich etwas weniger. Die gegenwärtige, eben erwähnte Ausgabe des Hieronymus aber wirkt, so wirbt Schöffer, »wenn Gott will, dem Blick der Frommen über 200 Briefe und Bücher bieten, für deren Herausgabe möglichst viele Bibliotheken von Kirchen und Klöstern besonders nachgesehen worden sind.«* (a. a. O.: 760)

Im nächsten Absatz gibt der Mainzer Drucker unumwunden zu, daß er es ist, welcher das Werk des Hieronymus schafft. Er ordnet die verschiedenartigen Informationen, die in den Briefen enthal-

ten sind, nach eigenen Prinzipien: »Was nun den zweiten Vorzug, nämlich die gefällige Anordnung, betrifft, so muß man wissen, daß man nur mit Schwierigkeit, wie wohl zugegeben wird, eine solche Menge von Briefen und Büchern auf eine kleine Zahl von Abtheilungen hat einschränken können, so daß die Briefe selbst oder die Bücher, selbstverständlich mit Rücksicht auf die Personen oder Materien, unter verschiedenen Gesichtspunkten geordnet aufeinanderfolgen.« Die »Briefe«, oder was Schöffler und seine Mitarbeiter dafür halten, werden zu »einzelnen Arten« zusammengefaßt und »in besondere Abteilungen eingeschlossen«. (a. a. O.: 761) Die Neuordnung soll dazu dienen, daß »das, was der Leser sucht, sich leicht finden läßt!« (Ebd.) Die antike Software wird nach Kriterien der Benutzerfreundlichkeit umgebaut.

Schließlich wird es drittens 1470 schon als Verdienst angerechnet, wenn die Informationen beim Übergang von dem skriptographischen in den typographischen Speicher verändert (korrigiert) werden: »Was aber den dritten Vorzug, nämlich die möglichst beste Korrektur, betrifft, so genüge die Bemerkung, daß auf dieses Geschäft viel Arbeit verwandt worden ist.« (Ebd.)

Kein Zweifel, die Schöpfung dieser Druckfassung des »Hieronymus« bedeutete viel Arbeit für die Herausgeber, Arbeit, die Hieronymus selbst offenbar nicht geleistet hatte.

»Dies sei einstweilen unsern Freunden ... vertrauensvoll mitgetheilt«, beschließt Schöffler seinen Werbeprospekt, »damit nicht etwa inzwischen, während der Herstellung unsers Werkes, ein fremdes Buch als das unsrige, aber doch ohne, wie das unsere, nach einer genau oben beschriebenen Reihenfolge eingetheilt zu sein, zum Schaden der Käufer unterschoben werde.« (Ebd.)

Wer ein Buch kaufte, sollte wissen, was er kauft – und dies, wie das Beispiel Schöffler zeigt, am besten schon im voraus. Solange die Buchbenutzer noch selbst lasen und dann abschrieben oder abschreiben ließen, »wußten« sie, was sie speicherten. Schon 1470 ist die Devise: erst das Geld, dann die Information – und da musste geklärt werden, welche Informationen aus dem riesigen Speicher denn gewünscht wurden.

Die klassischen und mittelalterlichen Autoren bekamen »Telephonnnummern«, eine Ortskennzahl; die Werke dann zusätzlich noch eine Teilnehmernummer. Wollte man Informationen von ihnen, so reichte es nicht mehr aus, auf ein bestimmtes Incipit in

einem Codex an einem bestimmten Ort in einer bestimmten Bibliothek hinzuweisen. Für eine Nachfrage in einem klösterlichen skriptographischen Informationssystem hätten diese Angaben durchaus ausgereicht!

Nicht nur die Informationen, auch die Konzepte des ›Autors‹ und ›Urhebers‹ emergieren auf einem neuen Niveau. Hier findet man einen durch die technische Entwicklung provozierten Zugang zu der vielbeschriebenen ›Entdeckung des Individuums‹ in der Renaissance. 1532 mußte sich Otho Brunfels schon wortreich als Person von einem Druckwerk distanzieren, nur weil es unter ›seinem Namen ausgegangen‹ ist.¹³⁷ Manche der in dem ›*Spiegel der Arznei*‹ enthaltenen Aussagen teilte Brunfels nicht, aber sie wurden ihm von allen Seiten von seinen Lesern zugeschrieben. Er wurde gleichsam als Person haftbar gemacht für die unter seiner Adresse gespeicherten Informationen. Diese Einstellung verfestigte sich im Urheberrecht, ermöglichte insoweit einen Datenschutz und wurde im 16. Jahrhundert schon weitgehend selbstverständlich (Vgl. Abschnitt 5.5). Was für die Zeitgenossen angehen mochte, wurde aber auch auf die antiken Autoren übertragen. Diese konnten sich gegen falsche Zuschreibungen und ungewollte Emendationen nicht wehren. Sie verwandelten sich im Bewußtsein der Zeit in ›Urheber‹ und ›Autoren‹ analog zu den Buchproduzenten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Der Humanist kann gehen

Auch für die Geburtshelfer, die Humanisten, hatte die Drucklegung der Klassiker ungeahnte und sicherlich auch ungewollte Konsequenzen:

»Nachdem mehrere glänzende Generationen von Poeten-Philologen seit Anfang des 14. Jahrhunderts Italien und die Welt mit dem Kultus des Altertums erfüllt, die Bildung und Erziehung wesentlich bestimmt, oft auch das Staatswesen geleitet und die antike Literatur nach Kräften reproduziert hatten, fiel mit dem 16. Jahrhundert die ganze Menschenklasse in einen lauten und allgemeinen Mißkredit, zu einer Zeit, da man ihre Lehre und ihr Wissen noch durchaus nicht völlig entbehren wollte....

Allein das Ueberhandnehmen gedruckter Ausgaben der Klassiker, großer

wohlangelegter Handbücher und Nachschlagewerke emanzipierte das Volk schon in bedeutendem Grade von dem dauernden persönlichen Verkehr mit den Humanisten, und sobald man sich ihrer auch nur zur Hälfte ent schlagen konnte, trat dann jener Umschlag der Stimmung ein. Gute und Böse litten darunter ohne Unterschied.»¹³⁸

Was Jakob Burckhardt hier andeutet, hat R. R. Bolgar weiter ausgesponnen: *»Ein Gelehrter, der nach der Mitte des 16. Jahrhunderts nur seine antiken Autoren und die antike Geschichte und nichts weiter kannte, konnte nicht mehr viel beitragen zu den Fortschritten auf den anderen Feldern des Wissens. Dem Aristoteliker Grosseteste ist es ohne große Schwierigkeiten möglich gewesen, bis auf den heutigen Tag als ein großartiger Wissenschaftler im Bewußtsein zu bleiben. Aber Victorinus, der seinen Aristoteles weit besser als Grosseteste kannte, konnte dreihundert Jahre später mit Galileo nicht mehr wetteifern.»¹³⁹*

Nachdem das alte Wissen im Archiv war, wurde – nicht nur von der Wissenschaftlergemeinschaft, sondern auch von der übrigen Gesellschaft – das neue Wissen prämiert. Natürlich beschäftigten sich die Gelehrten weiterhin mit der Kommentierung der alten Texte, aber als Heroen der Folgezeit bejubelte man diejenigen, die neue, zuvor noch nicht irgendwo skriptographisch oder im »mémoire collectif« gespeicherte Informationen zur Verfügung stellten. (Vgl. Kap. 5.4) Die Philologen wurden von einer hochprämierten Zunft zu Protagonisten einer hochspezialisierten Veranstaltung neben vielen anderen.

Auch hier zeigt sich allerdings, daß die neue Technologie zwar neue Bedürfnisse und Berufsprofile schafft, dabei aber die überkommenen selten völlig verschwinden läßt. Nach einer gewissen Anpassungsphase arrangieren sich die Vertreter der verschiedenen Informationstechniken – zumindest war dies in der Vergangenheit der Fall.

4

Vom Typographieum zu den
typographischen Kommunikationssystemen:

Die schöpferische Erkundung
der Möglichkeiten des neuen Mediums
im ausgehenden 15. und beginnenden
16. Jahrhundert

4.1

Zwischenspiel: Etappen eines Übergangs zwischen zwei kommunikativen Paradigmen

Bislang haben wir das Phänomen ›Buchdruck‹ im wesentlichen als eine neue Informationstechnologie beschrieben. Und dies entspricht auch der Perspektive Gutenbergs und seiner Zeitgenossen. Das gedruckte Buch erschien ihnen als ein ›Medium‹, durch das man alles in der Welt erfahren und auf ewig speichern kann – eben als ein Informationsmedium.

Die ›Truckerei‹ wurde entsprechend als eine Institution verstanden, die in einem hochgradig technisierten Verfahren Informationen produziert. Als informationsverarbeitendes System war das ›Truckwerk‹ beim Tode Gutenbergs technisch ausgereift. Man beschränkte sich in den beiden nachfolgenden Generationen darauf, einzelne Teile der Druckerpresse leichter handhabbar und robuster zu machen. Dies geschah im wesentlichen in der Form der schrittweisen Ersetzung der ursprünglichen Holz- durch Eisenkonstruktionen. Alle zwanzig Sekunden konnte im 16. Jahrhundert ein gedruckter Bogen die Presse verlassen; im Prinzip ließen sich auf diese Weise an einem Arbeitstag, der mehr als zwölf Stunden währte, mehr als 3000 Seiten herstellen.

Bei dieser Technik und Arbeitsorganisation blieb es bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, bis Schnelldruckpressen eingeführt wurden,

bei denen auch die Muskelkraft des Bedienungspersonals »mechanisiert« war.¹

Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten gab es demgegenüber auf zwei ganz anderen Gebieten, jenem der Vernetzung und jenem der Software. Auf die Veränderungen in dem ersten Gebiet gehen die beiden folgenden Kapitel ein.²

Die heute allbekannte Folge der Einführung der Druckmaschine war, daß auf einmal ungewohnt große Mengen an identischen Informationen vorlagen. Diese konnten und mußten nun verteilt werden. Über die Formen dieser Verteilung hatte man sich anfänglich kaum Gedanken gemacht. Man übernahm die traditionellen kommunikativen Absichten und ging wie selbstverständlich davon aus, daß man auch die Infrastruktur, die in älterer Zeit ausgebaut worden war, um die skriptographisch gespeicherten Informationen einem bestimmten Informantenkreis zugänglich zu machen, weiter nutzen konnte.

Erst nachdem schon eine beachtliche Menge an Informationen typographisch gespeichert und der an den alten Motiven orientierte Nachholbedarf in diesen traditionellen Netzen befriedigt war, entstanden im Fortgang des 15. Jahrhunderts vermehrt Utopien über neue Mitteilungsformen und neue kommunikative Ziele.

Damit änderte sich auch die Bewertung der Erfindung Gutenbergs. Sie erscheint zunehmend weniger als eine künstliche Verbesserung traditioneller Informationsverarbeitung, vor allem der Kopierverfahren, sondern vielmehr als eine Voraussetzung zu einer Gestaltung vielversprechender neuer Kommunikationsbeziehungen. Die Aufmerksamkeit wechselte von den Problemen der Verbesserung der Informationsversorgung traditioneller Netze hin zu den neuen Mitteilungsmöglichkeiten, die durch die Einführung der Druckmaschine erst möglich geworden waren. Mehr oder weniger deutlich artikuliert beschreiben die Autoren des ausgehenden 15. Jahrhunderts in ihren Werken Visionen über neue Adressatenkreise und Mitteilungsabsichten. Meist stehen sie noch ziemlich unvermittelt neben Vorstellungen, die noch ganz von der Ideologie des skriptographischen Zeitalters geprägt sind.

Auf einen typischen Ideologen dieser Übergangszeit, den Main-

zer Kirchenpolitiker Bernhard von Breydenbach, gehe ich im Abschnitt 4.2. ein.

Ökonomie und Kirche

Weitgehend unbemerkt vom Diskurs der Zeit hatte freilich, so können wir aus der Distanz der Nachgeborenen feststellen, daß Typographie schon länger eine Position eingenommen, die von den Interessen der mittelalterlichen Schichten und Institutionen nicht gedeckt war. Schon Gutenberg hatte nur deshalb Geld für seine Druckmaschinen zusammenbringen können, weil er seinen Gläubigern Profit in Aussicht stellen konnte – nicht, weil er das Pezieren der Universitäten oder die Propaganda von Adel oder Klerus zu erleichtern versprach. Er organisierte seine Druckerei wie einen Handwerksbetrieb, der sich auf dem Markt und nicht etwa gegenüber Approbationsinstanzen behaupten muß. Die typographische Informationsverarbeitung hatte sich als ein Handwerk – eine typische Beschäftigungsform des dritten Standes – entwickelt und unterlag damit den gleichen ökonomischen Prinzipien wie andere Gewerbe auch.

Mit der wachsenden Zahl von Druckereien entwickelte sich ein Widerspruch zwischen den enormen Produktionsmöglichkeiten einerseits und den begrenzten und an ganz anderen Informationstypen orientierten traditionellen Kommunikationswegen andererseits. Man erkundete mit großem Erfindungsreichtum nicht nur neue Anwendungsgebiete für den Druck, sondern auch neue Kommunikationsformen und -netze.

Die Vermittlungsinstanzen, welche sich zwischen die Autoren und Druckereien einerseits und den Käufer und Leser andererseits schoben, bezeichne ich als typographische Kommunikationsmedien oder als typographische Netze.³

Das Grundmodell, an dem man in Europa bei der Schaffung der typographischen Netze anknüpfte, war ein ökonomisches: man nahm die freie marktwirtschaftliche Verbreitung von Waren gegen Geld als Paradigma für die Vermittlung von typographischen Informationen. Daß diese Entscheidung durch die kapitalistische Organisation der Informationsverarbeitung in den Druck-

kereien schon nahegelegt wurde, mildert ihre Radikalität kaum. Weder die oralen Erfahrungsketten noch die institutionalisierten Wege, die für die Vermittlung der skriptographischen Informationen im Mittelalter ausgearbeitet waren, dienten als Vorbild. Wie ungewöhnlich die marktwirtschaftliche Option gewesen ist, mag man auch daran ermesen, daß eine Jahrhunderte währende Drucktradition in Südostasien dauernd andere Vertriebsformen bevorzugte: zentral gesteuerte Weitergabe oder Verschenken der Drucke an Funktionsträger.

Die Entscheidung für den freien Markt verliert ihre Unwahrscheinlichkeit auch nicht dadurch, daß sie sich auf ältere Traditionen, vor allem den kommerziellen Handschriftenhandel, berufen kann. Vielleicht sehen überhaupt nur wir als distanzierte Betrachter hier eine Traditionslinie. Die Buchdrucker waren aufgrund der Kapazitäten ihrer technischen Instrumente entweder ›Verleger‹ oder Lohndrucker. Als Verleger produzierten sie nicht für bestimmte Auftraggeber, wie dies bei den Handschriften im Spätmittelalter noch die bestimmende Form geblieben ist, sondern für den anonymen Markt. Und selbst wenn sie gelegentlich oder mehrheitlich für einen bestimmten Auftraggeber – und damit als Lohndrucker – arbeiteten, so bleibt zu berücksichtigen, daß es etwas anderes ist, ob man drei oder mehr als 300 Exemplare einer Ware vorfinanzieren und verkaufen will.

Die Bindung der Chancen der typographischen Kommunikation an das ökonomische System hat die weitreichende Folge, daß man von nun an über einen wichtigen Zweig der Informationsverbreitung nur noch unter Berücksichtigung wirtschaftlicher Prinzipien nachdenken kann. So wie es wenig fruchtet, über die mittelalterlichen Formen skriptographischer Kommunikation zu reden, ohne auf die Bedeutung der Kirche Rücksicht zu nehmen, sowenig kann man über die typographische ›Massen‹-Kommunikation sprechen, ohne auf die Marktmechanismen der Neuzeit einzugehen.

Die Utopien der Marktwirtschaft: Kapitalakkumulation, Wettbewerb, Eigenverantwortung, Fortschritt und grenzenloses Wachstum beeinflussen die Utopien über die Nachrichtennetze und über die Autoren und Leser. Ältere, nicht ökonomisch fundierte Triebkräfte werden durch die Marktgesetze überformt.

Andererseits gewinnt auf Dauer das typographische System selbstverständlich auch Einfluß auf den Wirtschaftskreislauf: Er benötigt für seine Selbstregulation typographisch gespeicherte Informationen. Ähnliche Abhängigkeiten gibt es auch zwischen den politischen und den kommunikativen Systemen. (Vgl. Kap. 5.5) Einerseits reglementiert die politische Zensur den Informationsfluß, andererseits bedarf die »bürgerliche police« zunehmend typographischer Informations- und Kommunikationsmedien.

Die schrittweise Durchsetzung des marktwirtschaftlichen Prinzips und damit die Verdrängung anderer Vernetzungsformen schildert der Abschnitt 4.3.

Werkzeuge und technische Netze

Von Anbeginn an arbeiteten die Druckereien als datenverarbeitende Systeme. Sie erschienen als eine ungeordnete Menge von effektiven Informationssystemen.

Nachdem die einzelnen Druckereien über den Markt miteinander und mit den Kunden verknüpft sind, tritt Gutenbergs Erfindung in eine neue Phase. Die Druckereien werden zu Elementen eines Kommunikationssystems, welches ihnen Eigenschaften und Handlungsmöglichkeiten diktiert. Sie können nicht mehr weitgehend unabhängig voneinander agieren, sondern sie müssen sich zunehmend aneinander und an den Käufern orientieren. Der Markt, ein durch vielerlei Technik unterstütztes System von Schaltstellen und Transporteuren: Verlagshäusern, Messen, Buchführern und -druckern, und nicht etwa das einzelne Buch wird zu dem typographischen Kommunikationsmedium. Die Eingabestelle ist das Typographeum. Es fungiert in dieser Betrachtungsweise als eine Art Vermittlungsinstanz zwischen dem Autor und dem Netz. Die Möglichkeiten dieses Mediensystems bestimmen, nachdem es einmal eingerichtet ist, was typographische Kommunikation heißt und welche Kommunikationssysteme sich etablieren lassen. Jede Abgabe von Informationen an das neue Netz wird als Kommunikation, und zwar als ein besonderer Typus der Kommunikation, nämlich als »gesellschaftliche Kommunikation« oder als »Veröffentlichen« aufgefaßt. Auch die Informations-

entnahme aus den Büchern gilt als ein kommunikativer Akt. (Vgl. Abschnitt 5.2 und 5.3)

Jeder, der am Ende der Inkunabelzeit Bücher kauft, ist danach nicht mehr nur der Abnehmer einer Ware einer bestimmten Manufaktur, sondern er hat einen Anschluß an ein Kommunikationsnetz erworben.

Was Gernot Böhme unlängst für eine Erfindung wie das Auto konstatiert hat, trifft auf das Buch in besonderem Maße zu: Das »*Auto [ist] als technischer Gegenstand nur wirklich leistungsfähig im Zusammenhang des Straßennetzes, des Netzes der Tankstellen, der Servicestationen, des Systems der Versicherungen, der Rechtsordnungen usw. Außerhalb von diesem ganzen Gewerbe oder dieser ganzen Struktur verendet ein Auto schnell wie ein Fisch, der auf Land geworfen wird. ... Das einzelne Gerät wird mehr und mehr zu einem Anschluß an ein Netz. Dieses Netz kann nun durchaus selbst materiell sein, ist es aber in der Regel nicht nur, sondern bedeutet eine Vernetzung der Gesellschaft, gemäß bestimmten technischen Funktionen.*«⁴

Bücher werden im 16. Jahrhundert zu »Apparaten«, die einen Anschluß an die typographischen Netze herstellen.

Böhme nennt diese Netze »Technostrukturen«. Er spricht nicht von technischen Systemen, u. a. deshalb, »weil der Begriff des Systems ... eine Struktur bezeichnet, für die Einheit, Grenzen etc. angegeben werden können.« (ebd. 57) Diese Grenzen sieht er bei den von ihm ins Auge gefaßten »Netzen« nicht. Und in der Tat hat auch das typographische Netz keine festen Begrenzungen. Die Anschlußstellen des neuen Netzes können nahezu beliebig erweitert werden: je mehr Bücher produziert werden, umso mehr »Benutzer« können sich an das neue System anschließen.

Nun muß dieser Feststellung aber eine zweite, nicht weniger wichtige an die Seite gestellt werden: Die Menschen konnten sich mit dieser Offenheit der technischen Strukturen in der Vergangenheit nicht abfinden – und es spricht wenig dafür, daß sie es in Zukunft können werden. Sie reduzieren die Ungewißheiten solcher Strukturen durch willkürliche Systembildungen.

Da diese Systeme nach sozialen Normen geschaffen werden, kann man von einer Sozialisierung von Technostrukturen sprechen. Dies ist eine beständige Aufgabe aller sozialen Gemeinschaften und ihre Bewältigung prägt ihre jeweiligen Strukturen, gibt ihnen ihre spezifische Identität.⁵

Auch die frühneuzeitlichen Gesellschaften standen vor dem Problem, die neuen Netze zu sozialisieren. Im Falle des Buchdrucks und -handels wurden die offenen Strukturen von den Zeitgenossen durchaus nicht nur als Chance, sondern auch als Bedrohung erlebt. Jedenfalls ist es ein historisches Faktum, daß man von Anfang an Anstrengungen unternahm, zu überschaubaren Einheiten zu gelangen. Die prinzipiell möglichen weltweiten Handels- und damit auch Kommunikationsbeziehungen, werden künstlich begrenzt. Solche Prozesse der internen Differenzierung und der Bildung von Teilsystemen hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. In den einfachen Kulturen grenzen sich die Nachbarstämme untereinander als Kommunikationsgemeinschaften ab, behalten Informationen für sich, obwohl es prinzipiell durchaus möglich wäre, auch die Angehörigen der anderen Stämme in die Kette der oralen Erfahrungstradierung mit einzubeziehen. Zur mittelalterlichen abendländischen Kommunikationsgemeinschaft gehörte nur diejenige, die sich durch Taufe, Gebet und Beichte an das kirchliche Kommunikationsmedium anschloß.

Welche Vernetzungsgröße und -dichte jeweils gewählt wurde, wieviele »Anschlußstellen« und damit Mitglieder die jeweilige Kommunikationsgemeinschaft zählte, hängt von der Leistungsfähigkeit der Informations- und Kommunikationsmedien ab. Mit der Einführung des Buchdrucks und der Erprobung marktwirtschaftlicher Verteilungsformen waren Medien ins Spiel gekommen, die in allen Parametern ganz andere Leistungen versprachen. Bei dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, daß sich für die Menschen in der frühen Neuzeit von neuem die Frage nach den Grenzen von Kommunikationsgemeinschaften – diesmal nicht auf der Grundlage der skriptographischen, sondern der typographischen Medien – stellte.

Naheliegend ist die Vermutung, daß in bezug auf die größtmögliche Vernetzung, die mit dem neuen Medium erreicht werden kann, das Konzept der Christengemeinschaft aufgenommen wird. Dies geschieht auch, aber es bleibt nicht dabei. Vielmehr entstehen neue Vorstellungen über Personenkreise, die über das typographische Medium miteinander verbunden werden sollen. Entsprechend dieser Ziele wird auch der Standardkode, die

»Gemeinsprache«, in der die Informationen, die in dem neuen Netz zirkulieren, kodiert werden, festgelegt. (Vgl. Kap. 5.7)

In dem Maße, in dem die neuen Konzepte an Realität und Bedeutung gewinnen, büßt das Ideal der abendländischen Christengemeinschaft an identitätsstiftender Macht ein. Als Kommunikationssysteme mit größtmöglicher Komplexität und Differenzierung, die aber zugleich noch als Identität plausibel gemacht werden können, erweisen sich auf Dauer in Europa andere Gebilde, Nationen.⁶

Anfangs werden auch sie, ähnlich wie die mittelalterliche Taufgemeinschaft, nur durch den Mechanismus des Glaubens, allerdings eines säkularisierten, zusammengehalten. Die deutsche Nation lebt nur insoweit, als sich die Menschen zu diesem System bekennen – und dann ihr Handeln an dem Gemeinnutz dieser Gemeinschaft orientieren. Schrittweise schafft das Handeln freilich auch eine materielle Basis, die kirchlichen Institutionen im Mittelalter und (z.B.) die marktwirtschaftliche Infrastruktur und die modernen politischen Institutionen in der Neuzeit. Die Ausbildung der Identitätskonzepte erfolgt durch Akte öffentlichen Informationsaustauschs unter Benutzung der neuen Medien, durch Kommunikation und Reflexion. In dem Abschnitt 4.4 werden die Grundlinien dieser Diskussion in Deutschland dargestellt.

**Alte und neue Kommunikationsziele
in einem Entwurf:
Die heiligen und nützlichen Bücher
Bernhard von Breydenbachs**

Die neuen Kommunikationsformen wurden im 15. Jahrhundert zunächst nahezu ausschließlich mit den alten Kategorien beschrieben – und deshalb, wie wir heute sagen würden, nur ganz aspektivisch und verzerrt bemerkt. Dies zeigt sich unter anderem auch daran, daß der Rechtfertigungsdruck für die neue Informations- und Kommunikationspolitik erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu neuartigen Konzepten führt.

Trotz aller Veränderungen in der Medienlandschaft haben sich zu Lebzeiten Gutenbergs die Legitimationen für den Einsatz der drucktechnischen Verfahren kaum gegenüber jenen verändert, die im Mittelalter für die skriptographische Verbreitung gebräuchlich waren. Wer auch immer für die typographischen Veröffentlichungen verantwortlich war, rechtfertigte sich mit dem Hinweis auf überkommene Instanzen und Zwecke. Man veröffentlichte weiter im Namen Gottes und/oder der etablierten Institutionen (Papst, Episkopat, weltliche Herrscher, Universitäten, städtischer Rat usw.) und man gab zumindest vor, die Wege eingehalten zu haben, die für Bekanntmachungen, Mahnungen und so fort seit langem Brauch waren. Daß das soziale Verhalten faktisch diesen Selbstbeschreibungen, die in einer anderen Zeit für ganz andere Zwecke entwickelt wurden, in vielerlei Weise nicht mehr entsprach, braucht nach den Ausführungen in den vorhergehenden Kapiteln kaum noch erwähnt zu werden.

Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts werden freilich die praktischen Veränderungen für aufmerksame Zeitgenossen sichtbar und diese greifen dann, zunächst ganz nebenbei und gewiß oft unbeabsichtigt, zu neuen Beschreibungen ihres kommunikativen Handelns. Die vielfältigen Formen typographischer Datenerhebung und -speicherung, die tief in die Sphäre des Einzelnen und vor allem der Korporationen eingreifen, werden in Deutschland zunächst

mit dem *«gemein nutz»* eines *«jeden»* oder, was auf das gleiche hinausläuft, des *«gemein mans»* begründet. Der *«gemein man»* verliert zu Beginn des 15. Jahrhunderts schon viel von seiner Legitimationskraft an eine neue Instanz, die *«teutsche Nation»*. Im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts tritt neben die Vision einer nationalen Kommunikationsgemeinschaft schließlich das *«teutsche Vaterland»*. Zu seiner Erhaltung wird die Sammlung, die Speicherung und Verbreitung von typographischen Daten notwendig – so lautet jedenfalls die orientierungsrelevante Ideologie in jenen Jahren. Schrittweise verdrängen diese Konzepte das traditionelle Modell der abendländischen Taufgemeinschaft und die Legitimation von Informationsverarbeitung, Lesen und Schreiben, Predigen und Arbeiten durch den Verweis auf die Ehre Gottes.

Nacherzählen läßt sich diese Entwicklung eindrucksvoll am Werk des außerordentlich agilen Kirchenpolitikers Bernhard von Breydenbach. Er wirkte am Zentrum der kirchlichen Macht in Deutschland in der damaligen Zeit, in Mainz. Zunächst diente er dem Mainzer Domdechanten Berthold von Henneberg als Kämmerer. Nach dessen Wahl zum Erzbischof erhielt er selbst die Domherrenwürde.

Eine Forschungsreise und deren Folgen

Am 25. April 1483 bricht Breydenbach in Oppenheim gemeinsam mit dem Grafen Johann von Solms-Lich zu einer weiten Reise auf. Letzteren begleitet der Ritter Adam von Bicken, bei ersterem steht der Maler Erhard Reuwich aus Utrecht – neben der üblichen Reihe von Knechten und Dienern – auf der Gehaltsliste. Die Reise führt über Innsbruck und Cortina d’Ampezzo nach Venedig, wo man sich bis zum 1. Juni im Hause des ehemaligen Frankfurter Kaufherren Peter Ugelheimer aufhält. Der dalmatinischen Küste folgend, erreicht man zu Schiff am 12. Juni Korfu und gelangt dann über Rhodos und Zypern Ende Juni nach Jaffa und schließlich am 11. Juli nach Jerusalem, dem ersten Ziel der Reise. Dort schließt sich Paul Walther von Guglingen, der sich schon längere Zeit im Heiligen Land aufgehalten hatte, der Gruppe an. Nach einigen Besichtigungen in der unmittelbaren Umgebung begibt

man sich zum Grabe der heiligen Katharina am Berge Horeb und zum Sinai. Der Rückweg führt am Roten Meer entlang über Kairo und Alexandria, wo der junge Graf an der Ruhr verstirbt und begraben wird, zurück nach Venedig. Kurz nach der Ankunft im Januar 1484 macht sich ein Teil der Reisegesellschaft auf den Heimweg nach Deutschland, Adam von Bicken trifft am 2. Februar in Rödelheim ein.⁷

Gewiß kein zweites Reiseunternehmen war in jener Zeit so sehr in der Absicht geplant, Informationen für eine öffentliche Verbreitung im Druck zu beschaffen wie dieses.⁸

Sowohl die Auswahl eines Reiseteilnehmers, nämlich Reuwichs, sowie die Bereitschaft, Walther von Guglingen mitzunehmen, als auch der einzelnen Aufenthaltsorte der Reise resultieren aus einer publizistischen Ambition des Domdechanten. Er wollte ein reich und neuartig illustriertes pharmazeutisches Werk im Druck herausgeben. So jedenfalls schildert Breydenbach im nachhinein die Vorgeschichte seiner Pilgerreise und seiner Buchveröffentlichungen: »*Synt de(r) mal aber der mensch vf erden nit grossers nit edelers schatz haben mag dan seyns leibes gesuntheit. ließ ich mich bedu(n)cken daz ich nit erlichers nit nutzers oder heilgers werck oder arbeyt begen mochte. dan ein buoch zuo samen brengen dar yn vieler kreuter vnd ander creatures krafft und natuer mit yren rechten farben vnd gestalt wurden begriffen. zuo aller welt troist vnd gemeyne(n) nutz. De(m)nach habe ich solichs loblich werck lassen anfaben durch einen meyster in der artzney geleret.*«⁹

Dieser Arzt war Johann Wonnecke aus der Rheinstadt Kaub. 1484 wurde er Stadtarzt in Frankfurt und blieb es neunzehn Jahre lang, bis er 1503 oder 1504 verstarb.¹⁰

Wohl 1482 wird es gewesen sein, als er begann, »ein Buch über die Natur und Kraft der Kräuter aus den bewährten Meistern der Arznei, Galen, Avicienna, Serapion, Dioskurides und anderen zusammen zu bringen«. (Ebd.) Diese ganz im Stile der mittelalterlichen *Materia Medica*- und *Regimen Sanitatis*-Traktate stehende Kompilation bildete den Grundstock eines Buches, das 1485 tatsächlich erschien, des »*Ortus sanitatis*, »*ff teutsch ein gart der gesuntheit*«. Es lohnte nicht weiter, über Breydenbach und sein Werk zu reden, wenn er nur diese Kompilation zu verantworten hätte. Der Text muß dem Mainzer Kleriker aber eher als der unwesentlichere Teil seines Vorhabens gegolten haben, ansonsten

hätte er den Druck gewiß noch vor seiner Abreise in die Wege geleitet. Spätestens jedenfalls während seiner Zusammenarbeit mit Wonnecke (in mittlerer arbeit) entschied er sich, Abbildungen der verschiedenen Kräuter, die von dem Arzt erwähnt wurden, anfertigen zu lassen. An diese bildhaften Darstellungen stellte er offenbar andere Anforderungen als seine Vorgänger und die Mehrzahl seiner Zeitgenossen: »Vnd do ich uff entwerffunge vn(d) kunterfeyung der kreuter gangen byn ... vermercket ich. daz viel edeler kreuter syn die in dissen teutschen landen nit wachsen / Darum ich die selben in irer rechten farbe und gestalt anders entwerfen nicht macht dan von hoeren sagen.«¹²

Die Feststellung, daß viele Pflanzen, die von den griechischen, römischen, arabischen und hebräischen Ärzten in ihren Qualitäten bestimmt worden waren, in Nordeuropa nicht wuchsen, mochte auch von vielen anderen schon getroffen worden sein. Aber es blieb Breydenbach vorbehalten, daraus eine Konsequenz zu ziehen, die für die folgenden Jahrhunderte programmatisch werden sollte: Will man natürliche Dinge abkonterfeien, so muß man sie selbst mit eigenen Augen betrachtet haben. Das Abmalen von »Bildern«, von Pflanzen und Tieren aus alten Handschriften, wie es der mittelalterlichen Gepflogenheit entsprach oder der Rekurs auf das bloße Hörensagen werden als eine unzureichende Form der Informationsbeschaffung erklärt. »Deshalb ließ ich das so angefangene Werk unvollkommen in der Feder hangen«, bemerkt Breydenbach. Die zu seiner Zeit üblichen »irgendwo«, »irgendwie« zusammengeklauten Kräuterabbildungen genügen seinen Ansprüchen nicht. (Vgl. Kap. 5.3) Zielstrebig wählte er sich »einen maler von vernunft und hant subtil un(d) behende« aus, der seinen ungewöhnlichen Ansprüchen zu genügen schien: Erhard Reuwich. Diesen nahm er mit auf die Reise durch Italien, Griechenland, Arabien und Ägypten, kurz: durch alle die Länder, mit deren Heilkräutern sich die antiken und mittelalterlichen Stammväter der Medizin und Pharmazie beschäftigt hatten. »Ich mit fliß mich erfahren hab der kreuter da selbest vnd die in iren rechten farben vn(d) gestalt laßen kunterfeyen und entwerfen.« (Ebd.) Dort also, auf der Reise, wurden die Informationen gesammelt, die Breydenbach eine Buchveröffentlichung erst lohnend erscheinen ließen.



Abb. 34: Ethnographische Informationen: »Syrische Weinbauern«, Holzschnitt von E. Reuwich (1486)

Und die Informationen fielen so reichhaltig aus, daß er auch noch ein zweites Werk, die »*Peregrinationes in Terram Sanctam*«, in Angriff nahm und 1486 mit dem Druck bei Schöffer in Mainz abschloß.

Auch dieses Werk ist eine Gemeinschaftsproduktion. Reuwich steuerte Natur- und Landschaftsbilder und auch die wohl ersten ethnologischen Beschreibungen von Menschen bei, die überhaupt gedruckt wurden. (Vgl. Abb. 34)

Die handschriftlichen Aufzeichnungen von Breydenbach und von Paul Walther von Guglingen wurden durch Martin Roth, vermutlich zu der Zeit Professor an der Mainzer Universität, für den Druck zusammengestellt.¹³

Die Reiseschilderung erscheint im Februar zunächst in lateinischer Sprache, danach im Juni desselben Jahres auch in deutscher Sprache. Der Ortus wurde von vornherein für den deutschsprachigen Leser zusammengestellt.¹⁴ Beide Bücher erlebten noch in der Inkunabelzeit zahlreiche, der Ortus 12, die Reiseschilderung 7 weitere Auflagen, letztere in verschiedenen europäischen Sprachen. Auch im 16. Jahrhundert gab es weitere Nachdrucke, viel-

fach wurden Teile des *Ortus Sanitatis* in andere Bücher übernommen, so daß man Breydenbach einen vollständigen publizistischen Erfolg zusprechen muß.

Dennoch nimmt sich das zeitgenössische Interesse noch eher bescheiden gegenüber jenem aus, welches die Nachwelt insbesondere dem *Hortus Sanitatis* entgegengebracht hat.

Der Hortus Sanitatis: Ein zwiespältiges Experiment

Kunst-, Wissenschafts- und Buchhistoriker sehen in diesem Werk eine Abkehr von mittelalterlichen Traditionen, einen Meilenstein auf dem Wege zur Ausbildung der modernen, beschreibenden Fachliteratur.

Diese Wertung beruft sich auf die Intentionen Breydenbachs, seine visuellen Erfahrungen der »wundersamen Werke des Schöpfers der Natur« zu beschreiben und auf die Erfolge Reuwichs bei der Umsetzung dieses Unterfangens.

Man kommt bei einem gründlichen Vergleich zwischen den Ansprüchen, die im Vorwort formuliert werden und die durch die Anstrengungen Breydenbachs ja auch Glaubwürdigkeit verdienen und den Darstellungen des Buches nicht umhin, Unausgeführtes und auch merkliche Widersprüche festzustellen. Aber wahrscheinlich darf man an den wirklichen Wendepunkten auch gar nichts anderes erwarten: Die Ideen und einzelne Momente ihrer Verwirklichung, die uns heute im nachhinein als Beginn einer modernen Betrachtung und Darstellung der Natur erscheinen, stehen anscheinend konfliktlos neben den traditionellen Formen.

Beide Werke erschienen ohne ein Titelblatt, enthalten aber bemerkenswerte (Titel-) Holzschnitte auf der Umschlagseite. Informationen über Herausgeber, Autoren und Graphiker müssen aus dem Text, insbesondere aus den Vorreden, erschlossen werden.¹⁵

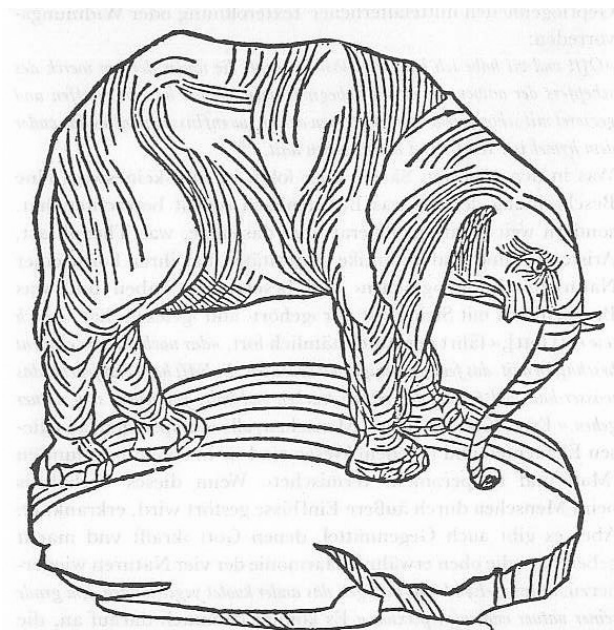
Schon die ersten Zeilen der Vorrede des *Hortus Sanitatis* spiegeln sowohl die Kühnheit als auch die Zwiespältigkeit des Unternehmens wider. Breydenbach beginnt unter völliger Mißachtung aller

Gepflogenheiten mittelalterlicher Texteröffnung oder Widmungsvorreden:

»Offt vnd vil habe ich bey mir selbst betracht. die wu(n)dersam werck des schepfers der natuer wie er am anbeginde de(n) hymel hait beschaffen und gezieret mit schonen leüchtenden Sternen den er zuo inflüssen in alles das vnder dem hymel ist. Krafft vnd macht geben hait.«¹⁶

Was in den nächsten Sätzen aber folgt, ist nun keineswegs eine Beschreibung dessen, was Breydenbach »selbst betrachtet« hat, sondern weit mehr ein Referat über dasjenige, was Theophrast, Aristoteles und andere antike Autoritäten bei ihrer Form einer Naturbetrachtung »gesehen« und beschrieben haben und was Breydenbach mit Sicherheit nur »gehört« und »gelesen« hat. *»Auch wie er [Gott],«* fährt der Autor nämlich fort, *»dar nach die vier element beschaffen hait. Das feüner hitzigk vnd druocken. die lüfft heüß vnd feücht, das wasser kalt vnd feücht, das ertrich trucken vnd kalt. yeglichem sein natuer geben.«* Erze, Kräuter, Tiere, Menschen, alle »entspringen« aus diesen Elementen und in jedem Wesen sind sie in einem bestimmten »Maß und temperament vermischet«. Wenn dieses Verhältnis beim Menschen durch äußere Einflüsse gestört wird, erkrankt er. Aber es gibt auch Gegenmittel, denen Gott »krafft vnd macht geben hat«, die oben erwähnte Harmonie der vier Naturen wiederherzustellen: *»Eyn kraüt hitziget. das ander kuolet yeglich nach dem grade seiner natuer vnd co(m)plexion.«* Es kommt demnach darauf an, die Natur und Komplexion der natürlichen Dinge einerseits und der Krankheiten andererseits zu bestimmen und dann jeweils das Gegenmittel zu verabreichen, um dadurch wieder ein Gleichgewicht der Temperamente im Körper des Menschen herzustellen.

Natürlich handelt es sich hier um die Darstellung der traditionellen Gesundheitslehre, die wir so auch aus vielen mittelalterlichen Handschriften des Regimen Sanitatis-Kreises kennen.¹⁷ Gleichwohl bleibt die Eröffnung mit dem dreimaligen Bezug auf die eigene Person: »ich«, »mir« und »selbst«, eigenartig. Breydenbach »benennt« sich in der gesamten Vorrede nicht, sondern er versucht, sich durch die Schilderung seiner – freilich schematisierten – Weltanschauung und einzelner biographischer Tatsachen zu beschreiben. Diese Haltung findet ihre Parallele im Textteil, wenn er sich nicht damit begnügt, in der üblichen Weise die Namen der Pflan-



Ebur elephanten zan ¶ **Cap. cxxij.**
Ebur latine. ¶ Die meister sprechen das Ebur keyser eynes
 elephanten zan daromb ist des elephanten figur hie gesetzet
 vmb synes gledes willen das gar in mancher artzney genutzet
 wurt. Auch grois dogent dar inne funden ist. ¶ Von diesem zan ge
 schadet puluer vñ das gemischer mit rose öle vñ populeonis vñ dar
 dar zu eyrwenig wachs vñ gemacht gleich eyne plaster kulet panari
 ciu das ist eyne gestore in der wurzeln des nagels an fussen. oder an
 den henden daroff getere gleich eynein plaster kulet das zu hant.
 ¶ Mit diesem geschaken puluer gezwagen das hant machet hare
 wachsen. ¶ Dis puluer in gedrickten mit essig benympt epilenciam
 das ist die fallende suchte. ¶ Welcher eynes elephanten hant legeroff
 die gleder dar in das gegichte wudet benympt den sinetzen in eyner

Abb. 35: Die Verknüpfung von ikonischen und symbolischen Informatio-
 nen: Beschreibung aus dem »Hortus sanitatis«, Mainz 1485